

# Braunschweigische Heimat



Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

92. Jahrgang, Ausgabe 1/2006

UB Braunschweig  
980 14128(2007)



## Aus dem Inhalt:

Die neue Nutzung des ehemaligen Ilseder  
Hüttengeländes

Die neuen Museen der

Die Ausmalung der St  
in der Stadt Peine

UB Braunschweig

EG 717



# Bauernhausmuseum Bortfeld

Text von Rolf Ahlers, Foto von Uwe Krebs

Bortfeld, westlich von Braunschweig gelegen, ist Teil der Gemeinde Wendeburg im Landkreis Peine. Durch den Ort schlängelt sich die Bortfelder Straße, als einzige Ortsdurchgangsstraße. Doch große Schilder „Bauernhausmuseum“ weisen uns den Weg in die Ortsmitte. Nahe der erhöht stehenden Kirche treffen wir am Bauernhausmuseum ein. Etwas abgesetzt von der Straße Katzhagen und ebenfalls etwas erhöht, zieht das sehenswerte Fachwerkgebäude die Blicke an. Die Jahreszahl 1726 verdeutlicht das Alter und gibt damit zugleich Auskunft über den seitherigen Standort. Eine dendrochronologische Untersuchung ergab, dass Teile des tragenden Balkenwerkes auch aus sehr viel früherer Zeit stammen. Heute gestatten Gebäude und museale Ausstattungen einen sehr guten Einblick in die Wohn-, Lebens- und Arbeitsbedingungen zu sehr viel früherer Zeit. Gegenwärtig wird das Reetdach erneuert, um die Bausubstanz für lange Zeit zu sichern. Am 24. August 2006 erreicht die vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz angesetzte Wanderung durch Bortfeld, geführt von Rolf Ahlers, auch das Bauernhausmuseum.



## Abbildungen Titelseite:

oben:  
Gewerbepark Ilseder Hütte  
(Seite 25)

mitte:  
Carl Spitzwegs „Schildwache  
auf einer Festung“ (Seite 29)

unten links:  
Die St.-Jakobi-Kirche in Peine  
(Seite 3)

unten rechts:  
Ausgrabung in der Echtern-  
straße in Peine (Seite 7)

3	<b>Zur Ausmalung der St.-Jakobi-Kirche in Peine</b> <i>Von Hans Werner Dannowski</i>	Kirchengeschichte in unserer Region
7	<b>Die archäologische Datierung der Peiner Stadtgründung</b> <i>Von Thomas Budde M. A.</i>	Eine Ausgrabung auf den Grundstücken Echternstraße 18 bis 21 in Peine
10	<b>Die neuen Museen der Stadt Königslutter am Elm</b> <i>Von Britta Edelmann M. A.</i>	Neues aus der Braunschweigischen Museenlandschaft
12	<b>Sachsen im frühen Mittelalter</b> <i>Von Elke Frobese M. A.</i>	Ein Beitrag zur Sachsenforschung
22	<b>Das Schulwesen im braunschweigischen Dorf Gebhardshagen bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert</b> <i>Von Reinhard Försterling</i>	Schule im Wandel der Zeit
25	<b>Neue Nutzung altindustrieller Gewerbebrachen am Beispiel Gewerbepark Ilseder Hütte</b> <i>Von Wilhelm Hilker</i>	Wie neue Kulturlandschaften entstehen
28	<b>Von Kaisern, Zigeunern und „Lütticher Mädchen“</b> <i>Von Dr. Julia M. Nauhaus</i>	Eine Ausstellung im Städtischen Museum Braunschweig
30	<b>Brot und Messer</b> <i>Von Rolf Ahlers</i>	Betrachtung zum Brauchtum
32	<b>Die nördliche Unterart des Goldregenpfeifers im „Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche“</b> <i>Von Rolf Jürgens</i>	Eine selten gewordene Vogelart

## Rubriken

Termine	31
Impressum	6



# Zur Ausmalung der St.-Jakobi-Kirche in Peine

Text von Hans Werner Dannowski



Die Evangelisten Johannes und Markus, darunter Teil des neutestamentlichen Schriftbandes

Der Architekt dieser Kirche, der Stadtbauinspektor Eberhard Hillebrand aus Hannover, schrieb 1904 am Ende seines Artikels „Die neue St.-Jakobi-Kirche in Peine“ im Blick auf die Innenausmalung: „Schade nur, dass sie (= die Bilder) etwas zu abseits liegen von einem größeren Fremdenverkehr, um in weiteren Kreisen bekannt und gewürdigt zu werden.“ – Heute nun sind die Kenner und Kunstfreunde herzlich eingeladen, sie werden Peine und die St.-Jakobi-Kirche zu finden wissen.

Nach dem Eintritt in die Kirche sollen sie die Blicke zunächst noch etwas schweifen lassen. Sie sehen oben das große Backsteingewölbe einer Hallenkirche mit ihren Rippen, vorne einen rechteckigen Altarraum mit einer Rosette. Sie sehen drei voneinander ge-

trennte Emporen in unterschiedlicher Höhe, zwei Querschiffemporen und eine Empore, auf der im Westen die Orgel steht. Und dann die Wand- und Deckenmalereien von oben bis unten, wo soll man anfangen, wo aufhören. Da sind die beiden symbolischen weiblichen Figuren in der Mitte, auf der einen Seite die Liebe, die den Hass besiegt, auf der anderen Seite der Glaube, der den Unglauben überwindet. Da sind die drei großen und breiten Schriftbänder, die durch die Kirche laufen. Vorne im Altarraum, unter den Gestalten der vier Evangelisten: Markus 1, Vers 15 „Thut Busse und glaubet an das Evangelium.“ An der Wand des südlichen Seitenschiffes und an der Südwand, da wo die Bilder aus dem Leben Jesu zu finden sind, Johannes 3, Vers 17 „Gott hat seinen Sohn gesandt in die Welt, dass die Welt durch ihn selig werde.“ Und an der Nordwand unter den Bildern aus dem Alten Testament: Jesaja 63, Vers 16 „Du Herr, unser Vater und unser Erlöser, von alters her ist das dein Name.“

Schon mit diesen Schriftbändern ist das Programm der Kirche klar: Eine Erlöserkirche, eine Christuskirche ist die St.-Jakobi-Kirche. Darauf deuten dann auch die beiden Christussymbole vorne im Altarraum hinter dem Altar: links der Pelikan mit dem Kreuzesnimbus – nach der Sage wird dem Pelikan die Fähigkeit zugeschrieben, durch das Öffnen seiner rechten Brust mit seinem Blute die toten Jungen zum Leben zu erwecken. So ist Gott, sagt dieses sprechende Symbol. Und rechts das Symbol des Adlers als Symbol der Liebe Gottes, seiner Stärke und seiner Macht. Der Adler schickt seine Jungen zur Sonne empor oder lässt sie in die Sonne

blicken. Zum ausgesprochenen Christussymbol wird der Adler, besonders im Blick auf die Mittlerrolle Christi. Als Eintauchen des Adlers in die Quelle wird er auch zum Sinnbild der Taufe; auf der Taufseite des Altars ist dies auch ein denkbarer Bezug. Also: eine Christuskirche durch und durch ist dieses Haus des Herrn. Das Evangelium, das Menschen mit der Erlösung beglückt und das zugleich zur Buße und zur Umkehr ruft.

Und dann sind da, über den Schriftbändern im Süd- und Nordschiff, die 16 Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Es ist die Raffinesse solcher Reihen, dass man an ganz verschiedenen Stellen beginnen kann. Man betritt die Kirche durch das Westportal, und dort muss es auch irgendeinen Anfang einer Reihe geben. Man wendet sich nach links: da ist das Bild von der Erschaffung der Welt. Gott schafft die Erde als eine Scheibe oder eine Kugel,



Darstellung Jesu im Tempel





und in der Kugel, da weht der Atem des Lebendigen. Und dann kann man weitergehen, Adam und Eva bei ihrem Sündenfall, die Vertreibung aus dem Paradies, Kains Brudermord, die Sintflut mit dem schönen Gebilde der Arche, der Turmbau zu Babel und so weiter. Das ist nur eine mögliche Betrachtungsweise. Wenn man sich hingesetzt hat und zur Ruhe gekommen ist, dann merkt man, dass der Gesamtzyklus der 16 Darstellungen noch einen anderen theologischen Bezugspunkt hat.

Der Altarraum ist fast in der gesamten Tradition des christlichen Kirchbaus gerade auch in seiner malerischen Konzentration der absolute Mittelpunkt, von dort geht alles aus, und dorthin kehrt alles wieder auch zurück. So ist es dem, der zur Ruhe kommt und die Kirche als Ganzes auf sich wirken lässt, keine Frage, dass ein großer Schwung von rechts vorne ausgeht: von dem Geist Gottes, der in der Verkündigung an Maria durch den Erzengel Gabriel auf Maria kommt. Gegrüßet seist du, Maria. Du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären. Es wird die Le-

bens- und Wirkungsgeschichte dieses menschgewordenen Gottessohnes beschrieben: Die Begegnung von Maria und Elisabeth, die Darstellung Jesu im Tempel, die Flucht nach Ägypten mit dem Ritt auf dem Pferd, und Joseph geht voran. Der zwölfjährige Jesus im Tempel, die Versuchung Jesu, die Auferweckung der Tochter des Jairus, die wie träumend aus einem Schlaf erwacht. Die Salbung Jesu in Bethanien.

Und dann wird das Alte Testament in die Geschichte hineingewoben. Christus als der Schöpfungsmittler ist ja ein uralter Gedanke der christlichen Theologie. Die ganze Menschheitsgeschichte, derentwegen das Erlöserwerk Christi nötig war, wird aufgeblättert. Dabei schauen mehr und mehr, wie die Kunstgeschichtler und Theologen das nennen, die typologischen Bezüge durch. Alttestamentliche Geschichten werden auf Christus hin gedeutet. Abraham opfert Isaak, die Darstellung ist links vom Osterfenster zu sehen. Das Geschehen von Golgatha, die Opferung Jesu am Kreuz, ist mit den Bildern dieser alttestamentlichen Ge-

schichte hier eigentlich gemeint. Und rechts vom Osterfenster: Jakobs Traum von der Himmelsleiter. Als Vorbild der Himmelfahrt Christi gilt diese alttestamentliche Geschichte.

Und so schließt sich der Kreis der 16 Darstellungen: von dem Sohn, der von Gott her in die Welt gekommen ist zur Erlösung der abgefallenen und verderbten Menschheit, hin zu der Himmelfahrt dieses Herrn, der uns mit hinaufzieht zu dem Gott, der in Ewigkeit das Angesicht Jesu Christi trägt. Ein ganz in sich geschlossener, ein theologisch absolut schlüssiger Bilderzyklus ist dies alles.

Und dann darüber im Gewölbe: der Christus, der gen Himmel gefahren ist, der kommt zum Weltgericht. Die Engel blasen den jüngsten Tag herbei, der Lebensbaum des Paradieses steht hoch aufgerichtet. Auf dem Regenbogen sitzt einer, dessen Gesicht sie genau auf dem Wandgemälde links vom Eingang studieren können, die Füße hat er auf die Weltkugel gesetzt. Ich bin das A und das O, Alpha und Omega,



im blauen Übergewand im Lichte des göttlichen Sterns.

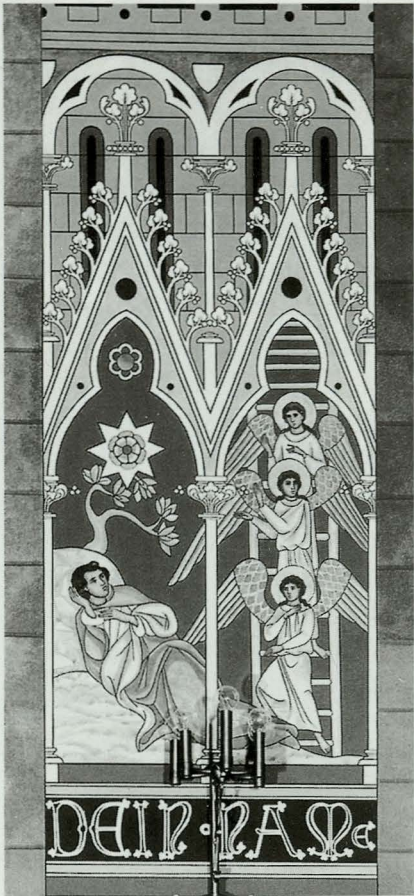
Das Osterfenster im nördlichen Querschiff durchbricht die typologischen Darstellungen des Alten Testaments auf ihren eigentlichen Sinn: Der auferstandene Jesus in der Mitte mit der Siegesfahne in der linken Hand, die Wächter, die Engel und die Frauen sind zu sehen. Und schließlich das Apostelfenster an der Ostwand im Altarraum. Der Heilige, dem die Kirche geweiht ist, wird im Altarraum in besonderer Weise dargestellt. St. Jakobus der Ältere ist unten in dem zweigliedrigen Bild zu sehen, der Patron der Kirche, mit Pilgermantel und mit Muschel, da er in Santiago de Compostela in Spanien beigesetzt sein soll und die große Wallfahrt des Mittelalters dorthin ging. Darüber sein Bruder Johannes. Auf Jakobus, diesmal auf den alttestamentlichen Jakob, verweist denn auch die figürliche Darstellung auf der Nordseite „Christus und die Samariterin am Jakobsbrunnen“.

Schließlich sei auf die Schablonenmalerei hingewiesen, die mehrfach

wiederkehrt. In den Tonnengewölben der Querschiffsflügel sind es: der Stern von Bethlehem, der Tempelbau Salomos und der Lebensbrunnen mit den trinkenden Hirschen. Und auf den Tonnenflächen der Orgelempore und der Chorerweiterungen Hirten und Engel, die sich die Hände reichen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Eine unglaubliche Fülle von Gestalten, von Figuren und Verweisen. Und längst habe ich noch nicht alles erwähnt. Wer hat denn dies alles geschaffen? Lassen Sie uns versuchen, langsam in die Hintergründe einzudringen, zunächst mit der Frage nach den Malern, den Schöpfern dieses ganzen Kosmos, nach ihrem Denken und Wollen, und was davon noch zu spüren ist.

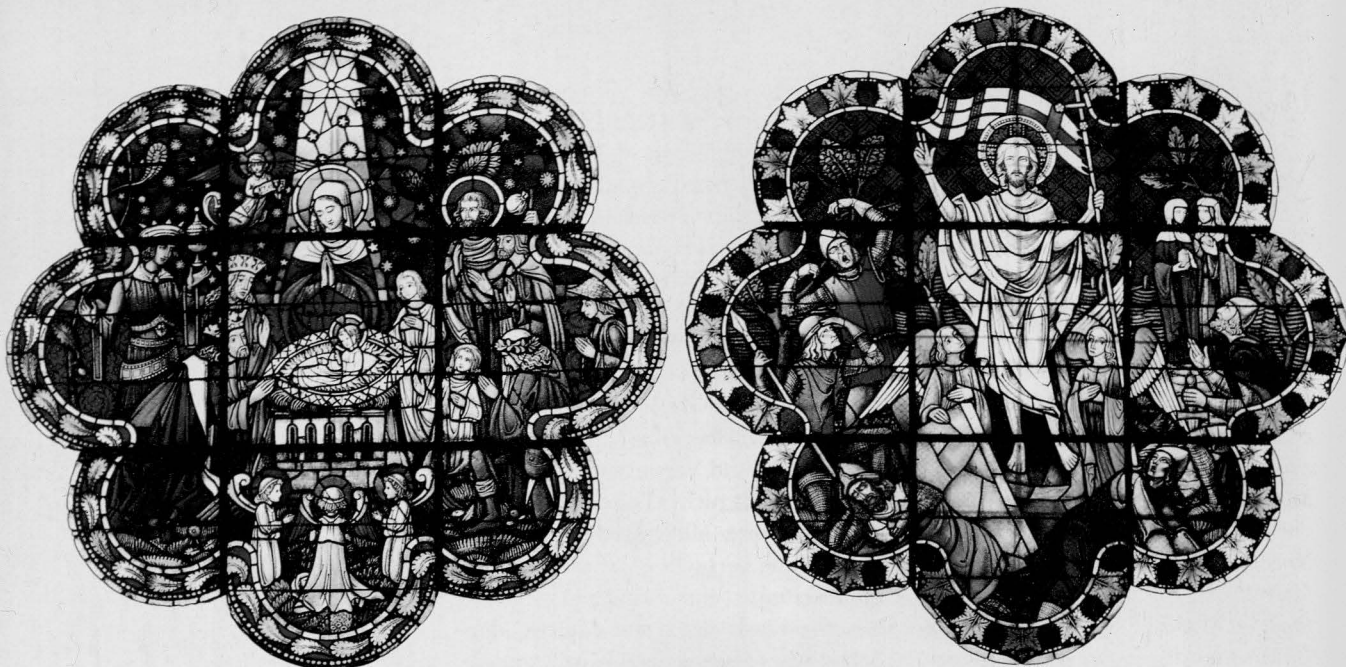
Für die in den Jahren 1896 bis 1899 errichtete Kirche lieferte Professor Alexander Linnemann, Frankfurt a. M., die original erhaltenen seitlichen Fenster des Querschiffes und des Chores. Den Hauptschmuck des Inneren bilden die farbigen Wand- und Decken-



*Jakobs Traum von der Himmelsleiter*







malereien, welche ebenfalls nach den Entwürfen Linnemanns ausgeführt sind. Übermalungen – 1936/37 als Steinquaderstrukturbemalung und 1962 in schlicht weiß – entsprachen wohl dem jeweiligen Zeitgeschmack. Eine differenziertere Haltung zur ursprünglichen künstlerischen Gestaltung führte 1992 bis 1994 zur Wiederherstellung der ursprünglichen Ausmalung.

*Nach: Dannowski, Hans Werner: Gott in Bildern loben – Zur Ausmalung der St.-Jakobi-Kirche in Peine. In: Lebendige Steine – Erzählende Bilder, 100 Jahre St.-Jakobi-Kirche Peine 1899-1999, Hg.: Brandes, H., Lechler, M. u. Pannes. C. – Peine, 1999.*

Abbildungen aus:

„Peine St.-Jakobi-Kirche“ und „Lebendige Steine – Erzählende Bilder, 100 Jahre St.-Jakobi-Kirche Peine 1899 – 1999“

## Wechsel im Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

In der Jahreshauptversammlung am 9.03.2006 schlug der 1. Vorsitzende Harald Schraeppler vor, dass er seinen Posten im Vorstand als 1. Vorsitzender an Frau Britta Edelmann M. A. abtreten möchte und dann dem Verein als 2. Vorsitzender dem Braunschweigischen Landesverein zur Verfügung stehen wolle. Er begründete das vor allem damit, dass er nach 20 Jahren an der Spitze des Vereins die Verantwortung in jüngere Hände legen wollte und dies insbesondere auch deshalb, damit die Aktivitäten zum 100-jährigen Jubiläum des Vereins im Jahre 2008 von der neuen Vorsitzenden vorbereitet werden können. Herr Schraeppler dankte allen Mitgliedern für das über die lange Zeit gewachsene Vertrauen. Die Versammlung wählte Frau Britta Edelmann M. A. einstimmig zur 1. Vorsitzenden und Harald Schraeppler zum 2. Vorsitzenden des Landesvereins. Beide nahmen die Wahl an und versprachen, ihr Bestes zum Wohle des Vereins zu tun. Herr Schraeppler sicherte eine gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit zu.

Als 1. Vorsitzende danke ich Herrn Harald Schraeppler für die bisher geleistete Arbeit und auch dafür, dass er das Jahresprogramm 2006/2007 erstellt hat und sich auch weiter hin in die Arbeit des Vereins einbringt. Auf Vorschlag von Herrn Ltd. Museumsdirektor Dr. h.c. Gerd Biegel wurde in der Jahreshauptversammlung der scheidende 1. Vorsitzende Harald Schraeppler von der Versammlung einstimmig zum Ehrenmitglied und Ehrenvorsitzenden berufen. Der Geehrte bedankte sich recht herzlich und wies darauf hin, dass in den langen Jahren des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz und auch die Mitglieder für ihn ein Teil seines Lebens geworden sind.

Britta Edelmann M.A.

### Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

[www.bs-heimat.de](http://www.bs-heimat.de)

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion und des Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V. wieder.

1. Vorsitzende: Britta Edelmann M. A., Museen der Stadt Königslutter, Vor dem Kaiserdom 3 – 5, 38154 Königslutter, Telefon 05353/918464, Email [info@museen-koenigslutter.de](mailto:info@museen-koenigslutter.de)

Redaktion: Frank Beier M. A., Leipziger Straße 21, 38327 Semmenstedt, Telefon 05336/456

Gesamtherstellung: Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig, [www.ruth.de](http://www.ruth.de)

Appelhans Verlag, Braunschweig, 2006 · ISBN 3-937664-45-9

[www.appelhans-verlag.de](http://www.appelhans-verlag.de)



# Die archäologische Datierung der Peiner Stadtgründung auf Grundlage der Ausgrabungen auf den Grundstücken Echternstraße 18 bis 21

Text und Fotos von  
Thomas Budde M.A.

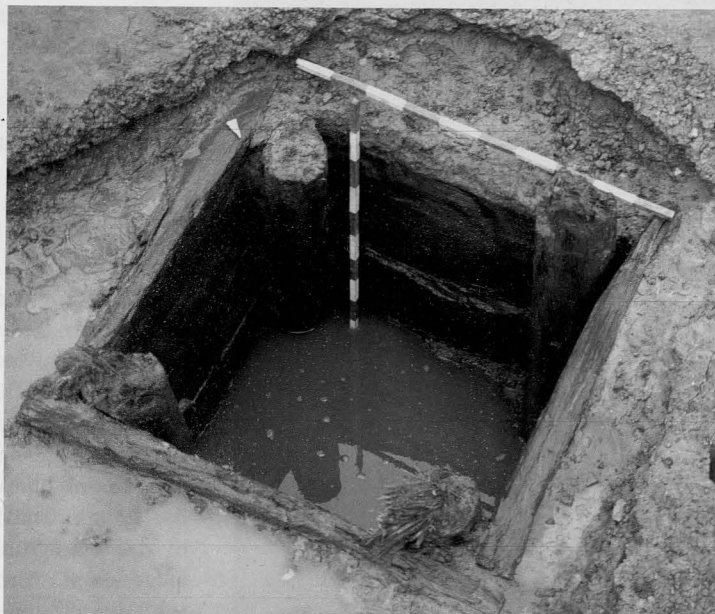
## Kurzzusammenfassung

*Dendrochronologische Untersuchungen mittelalterlicher Brunnenhölzer von der letztjährigen Stadtkerngrabung auf den Grundstücken Echternstraße 18 bis 21 ermöglichen in Zusammenhang mit der Grabungsauswertung eine Datierung der Stadtgründung Peines in die Jahre 1220/21 (1220 + - 2). Die urkundliche Ersterwähnung der Stadt erfolgte erst 1258. Als Stadtgründer kommt Gunzelin von Wolfenbüttel in Frage. Die durch Funde datierte baldige Aufgabe der frühstädtischen Brunnen lässt vermutlich auf eine Zerstörung der Stadt gegen Mitte des 13. Jahrhunderts durch ein kriegerisches Ereignis (Asseburger Fehde 1255/56) oder einen Stadtbrand schließen.*

Im vorletzten Jahr wurden von Ende April bis Ende Oktober umfangreiche systematische, später baubegleitende Ausgrabungen auf den Grundstücken Echternstraße 18 bis 21 in der Peiner Altstadt durchgeführt. Die als Investor fungierende Firma Lattemann, Ilsede-Solschen, hat inzwischen auf den ehemals von der Firma VW-Schmidt genutzten Grundstücken ein Heim für betreutes Wohnen errichtet. Im Zuge der laufenden Grabungsauswertung zeichnen sich vielfältige Ergebnisse ab. Eines soll hiermit vorweggenommen werden. Es geht um die Datierung der Peiner Stadtgründung, die hiermit erstmals sicher bestimmt werden kann.

Auf den vier Grundstücken wurden unter anderem zwölf meist sehr gut erhaltene Brunnen entdeckt und archäologisch dokumentiert. Sämtliche Brunnenhölzer wurden geborgen, um sie später restaurieren und ausstellen zu können, aber auch, um dendrochronologische Untersuchungen durchzuführen, also das Alter der Eichenhölzer mittels Jahrringdatierung zu bestimmen. Inzwischen wurden im DELAG-Labor in Göttingen zehn Proben untersucht. Die Finanzierung übernahm die Stadt Peine aus Mitteln des Denkmalpflege-Etats. Die Ergebnisse werden in die Grabungsauswertung einfließen und zur Datierung der einzelnen Siedlungsphasen beitragen.

Mit besonderer Spannung wurde das Probenergebnis zweier Brunnen erwartet, die schon bei der Ausgrabung als älteste Anlagen erkannt worden sind. Diese beiden tief unter den früheren Werkstätten der Firma VW-Schmidt auf den Grundstücken 19 und 20 gefundenen Brunnen waren der untersten Siedlungsschicht, dem frühstädtischen Nutzungshorizont, zuzurechnen und galten auch aufgrund ihrer Konstruktion als ältester nachgewiesener Brunnentyp. Es handelt sich um quadratische Kasten-Bohlenbrunnen mit einer Innenversteifung aus Eckpfosten mit eingezapften horizontalen Rahmenhölzern. Die Durchmesser betragen 1,45 bzw. 1,05 Meter. Bei dem größeren Brunnen waren die einfassenden 5 bis 8 mm starken Bohlen an den Ecken miteinander verkämmt, bei dem kleineren auf Stoß gesetzt. Ein dritter der ältesten Sied-



**Abb. oben:**

Der erste Kasten-Bohlen-Brunnen mit Innenversteifung (Echternstraße 19) aus den Jahren 1220 (+- 2) während der Ausgrabung. Die ursprünglich in die Pfosten eingezapften Querhölzer sind bereits herausgenommen.

**Abb. unten:**

Der zweite Kasten-Bohlenbrunnen mit Innenversteifung (1221 +- 3 Jahre) von der Echternstraße 20. Der Brunnen war bereits bis auf die untersten Lagen durch den Bagger zerstört. Im Zustand der Freilegung waren die meisten Bohlen, zwei Eckpfosten und die Querhölzer bereits geborgen. Rechts oben Teile eines auf der Brunnensohle gefundenen schwarzen Kugeltopfes, der auf eine baldige Aufgabe des Brunnens noch im 13. Jhdt. schließen lässt.





**Abb. oben:**

Zusammengesetzter Kugeltopf aus dem frühstädtischen Daubenbrunnen, der etwa aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammt und die Aufgabe des Brunnens datiert.

**Abb. unten:**

Proberstein aus schwarzem Lydit (Kieselschiefer) in Form eines Anhängers. Mit solchen Steinen wurde im Mittelalter der Feingehalt von Gold- und Silbergegenständen per Strichprobe und Vergleich gemessen.

lungsschicht zuweisbarer Brunnen, ein Fass-Daubenbrunnen, lieferte leider keine für dendrochronologische Untersuchungen geeigneten Hölzer. Ein vierter, auf dem Grundstück 21 entdeckter frühstädtischer Brunnen war weitgehend durch die Setzgrube eines jüngeren Kastenbrunnens zerstört. Vier noch erhaltene, im Quadrat angeordnete Pfosten ließen vermuten, dass es sich auch hierbei ehemals um einen Kasten-Bohlenbrunnen mit Innenversteifung handelte.

Die genannten Brunnen gehörten zweifellos zur Erstausrüstung der planmäßig angelegten Gründungsstadt Peine. Da Spuren der älteren Siedlung bzw. des älteren Dorfes Peine („*veteri villa*“), die zuletzt in der Breiten Straße beim Gasthof Weißer Schwan in Form von Funden des 11. und 12. Jahrhunderts nachgewiesen werden konnte, in der Echternstraße nicht im geringsten zu finden waren, sind ältere Zusammenhänge aus vorstädtischer Zeit hier auszuschließen. Das Gelände an der Echternstraße kann vielmehr erst in der Stadtgründungszeit planmäßig aufgesiedelt worden sein. Die Datierung der ältesten Brunnen liefert somit einen unmittelbaren Hinweis auf die Gründung der Stadt Peine.

Längst nicht alle dendrochronologischen Datierungsversuche gelingen. Eine genügende Anzahl von Jahrringen und vor allem die letzten Ringe mit der Waldkante, die das Fälljahr des Baumes bestimmen, müssen erhalten sein. Diese Problematik zeigte sich bereits 1988 nach den Ausgrabungen „Im Winkel“ an der gegenüber liegenden Westseite der Peiner Altstadt. Eine Beprobung des ältesten der sieben hier nachgewiesenen Brunnen, bei dem es sich ebenfalls um einen Kasten-Bohlenbrunnen mit Innenversteifung handelte (Brunnenstelle 6), ergab nach Hinweis der Archäologin Christine Kellner-Depner damals lediglich einen *terminus post quem* von 1145. Das Fälljahr konnte hier nicht ermittelt werden, weil die jüngsten Jahrringe mit der Waldkante fehlten. Dabei kann es sich durchaus um mehr als 100 Ringe handeln. Noch ein weiteres Exemplar dieses nun nachweislich ältesten Peiner Brunnentyps wurde im Winkel entdeckt, doch war dieser bereits durch die Bauarbeiten so stark zerstört, dass

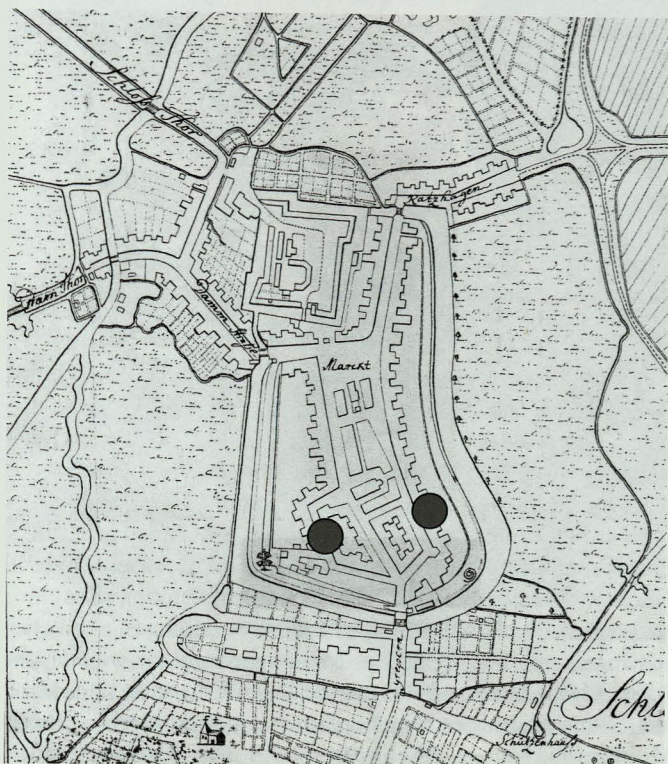
keine weiteren Erkenntnisse oder Datierungshinweise gewonnen werden konnten (Brunnenstelle 1).

Insofern ist das folgende Ergebnis von der Echternstraße als besonderer Glücksfall zu betrachten: Die Proben waren eindeutig bestimmbar, und es ergab sich für beide Brunnen eine übereinstimmende Datierung in den Zeitraum zwischen 1218 und 1222 (im Einzelnen: erster Brunnen 1221 + – 3 und 1214 +6 -8, zweiter Brunnen 1220 + – 2). Durch eine Untersuchung weiterer Holzproben dieser beiden Brunnen ließe sich sehr wahrscheinlich sogar ein jahrgenaueres Datum ermitteln. Schon jetzt aber lässt sich aus diesem Ergebnis sicher ableiten, dass die Stadt Peine zwischen 1218 und 1222 gegründet worden sein muss, wobei dem Jahr 1220 die größte Wahrscheinlichkeit zukommt. Inzwischen hat sich der Kreisheimatbund Peine bereit erklärt, weitere Probenuntersuchungen zu finanzieren, um ein noch exakteres Ergebnis zu erhalten. Man darf also noch einmal gespannt sein.

Wenngleich die Gründung und Auf-siedlung einer Stadt ein längerer, mehr-jähriger Prozess gewesen sein muss, ist sicher davon auszugehen, dass die Anlegung der lebensnotwendigen Brunnen zu den ersten, unmittelbar auf die Einmessung und Absteckung der Grundstücke und Straßen folgenden Maßnahmen gehört hat – wie auch heute noch Baugebiete vor Beginn der ersten Baumaßnahmen zunächst planmäßig erschlossen werden.

Der Umfang der dafür notwendigen Erdarbeiten war auch im Mittelalter schon beträchtlich. In der Echternstraße wurden für die Setzung der Brunnen nachweislich Gruben von bis zu 3 Metern Tiefe und bis zu 6 Metern Durchmesser gegraben, in welche die Brunnen hineingestellt, mit Werg und Lehm abgedichtet und schließlich wieder eingegraben wurden. Ähnliches gilt für die ebenso notwendigen Kloaken, sprich „Plumpsklos“. Ein Holz der mutmaßlich ältesten nachgewiesenen Kloake der Echternstraßengrabung, einer so genannten Kastenkloake, wurde ebenfalls im DELAG-Labor untersucht. Es ergab einen *terminus post quem* von 1154. Wie bei dem Brunnen vom Winkel fehlten leider die letzten Jahrringe.





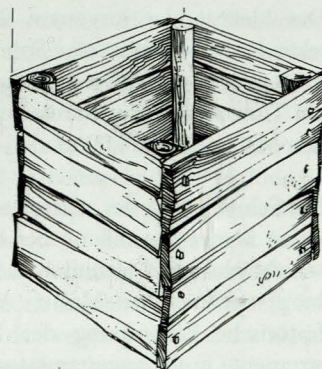
Die Peiner Altstadt auf der Grenzkarte H. F. Deichmanns von 1771 mit den Fundstellenbereichen im Winkel (links) und der Echternstraße (rechts). Karten-grundlage: Stadtarchiv Peine.

Ein weiteres bestätigendes Datum für die Peiner Stadtgründung wäre aber ohnehin nicht mehr nötig gewesen. Die mangels erhaltener Gründungsurkunde bestehende Unsicherheit gehört der Vergangenheit an. Nicht zuletzt aufgrund der Stadtbrände von 1557 und 1592, bei denen das Rathaus offenbar samt eingelagerter Schriftstücke ein Raub der Flammen wurde, sind nur sehr wenige Schriftquellen aus der Frühzeit Peines erhalten. Nach Hinweis des Stadtarchivars Michael Utecht belegt eine auf den Stadtbrand von 1557 bezogene Urkunde aus dem Jahr 1571 sogar ausdrücklich die Vernichtung wichtiger städtischer Privilegien, unter denen sich wahrscheinlich auch die Stadtgründungs- und erste Stadtrechtsurkunde befand. Die erste urkundliche Nennung der Stadt datiert somit erst in das Jahr 1258. Die wenigen älteren Erwähnungen beziehen sich auf die Burg und/oder die Siedlung Peine, bei der es sich jeweils noch um das Dorf Peine bzw. die vermutete Händler- und Handwerkersiedlung zu Füßen der Burg gehandelt haben kann. In dem fraglichen Zeitraum, seit den Jahren nach 1200, waren Burg, Siedlung und Grafschaft Peine in Besitz der Herren von Wolfenbüttel, namentlich Gunzelins von Wolfenbüttel († 1255) und seiner Söhne. An der Funktion des mächtigen und einflussreichen Reichstruchsess Gunzelin als Stadtgründer bestand seit jeher kaum Zweifel. Da dieser sich offenbar erst recht spät, seit der Zeit um 1240 häufiger auf der Burg Peine, seinem Altersruhesitz, aufgehalten hat, bestand jedoch ein großer zeitlicher Spielraum für die mutmaßliche Stadtgründung. Selbst die für die Jahre 1223/24 aus dem „Chronicon Hildesheim“ zu erschießende, durch Bischof Konrad II. initiierte Gründung der Stadt und Burg Rosenthal als Gegengründung zu Peine konnte nicht als absolut sicherer Beweis für ein Bestehen der Stadt gelten. Die meisten Historiker schlossen dennoch aufgrund dieser und anderer Erwägungen auf eine Stadtgrün-

dung in den Jahren vor 1224. Wie der archäologische Nachweis nun zeigt, lagen sie damit vollkommen richtig. Gunzelin dürfte die Stadtgründung noch vor seiner Abreise nach Italien eingeleitet haben, wo er von 1220 bis 1223 im Auftrag Kaiser Friedrichs II. als Statthalter von Tuscanien diente. Die Peiner Stadtjubiläen waren bisher an dem ältesten Schriftnachweis im „Chronicon Hildesheim“ orientiert. So wurde zuletzt im Jahr 2000 die 777-Jahr-Feier begangen. An dieser Tradition soll nach Überzeugung der Stadtväter aus guten Gründen auch künftig festgehalten werden, ohne dabei die neuen archäologischen Erkenntnisse in Zweifel zu ziehen.

Abschließend ist noch einmal auf die frühstädtischen Brunnen zurückzukommen. Nicht nur die Erbauungszeit liefert wichtige stadtgeschichtliche Erkenntnisse, sondern auch deren durch Funde in der Brunnenverfüllung erschließbare Aufgabe. So sind der Kasten-Bohlenbrunnen vom Winkel, der Fass-Daubenbrunnen und der erste Kasten-Bohlenbrunnen von der Echternstraße bereits im 13. Jahrhundert wieder verfüllt worden. In den letzteren beiden Fällen ist die Datierung jeweils durch einen auf der Brunnensohle gefundenen zerscherbten Kugeltopf erschließbar. Die Gefäße stammen spätestens aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Eine solch kurze Nutzungszeit von Brunnen ist ungewöhnlich. Es lässt vermuten, dass Peine in jener Zeit durch einen Stadtbrand oder kriegerisches Ereignis zerstört worden sein könnte. Gründe dafür gab es hinreichend, zumal die Stadt zu dieser Zeit in Fehden zwischen den rivalisierenden welfischen Herzögen, Hildesheimer Bischöfen und den nach Eigenständigkeit strebenden Grafen von Wolfenbüttel verwickelt war. Insbesondere die erbittert ausgefochtene „Asseburger Fehde“ (1255/56) zwischen den Braunschweiger Herzögen und den Söhnen Gunzelins kommt als auslösendes Ereignis in Frage. Im Zuge der Fehde eroberte Herzog Albrecht von Braunschweig-Lüneburg im Jahre 1256 die Stadt, ohne jedoch die Burg einnehmen zu können. Wie später im Jahre 1519, während der „Hildesheimer Stiftsfehde“, könnte die Stadt dabei, gewissermaßen als Ersatzhandlung, durch die Welfen zerstört worden sein. Weitere diesbezügliche Erkenntnisse sind durch die Grabungsauswertung zu erwarten. Der zweite frühstädtische Kasten-Bohlenbrunnen wurde dagegen nach Ausweis der Funde noch bis in das 14. Jahrhundert genutzt. Er wurde aufgegeben, nachdem die Brunnensohle verschlammte und zum Schluss als Kloake benutzt worden ist. Mehrere zusätzlich eingerammte Innenpfosten bezeugten, dass der vom Einsturz bedrohte Wasserspender vorher möglichst lange brauchbar gehalten wurde.

*Literaturhinweis: Christine Kellner-Depner, Brunnenfunde im Winkel. Peiner Heimatkalender 24, 1994, S. 131 – 155.*



Rekonstruktion des Brunnens von der Stelle 6 im Winkel. Nach C. Kellner-Depner (1994), Zeichnung: Wolfgang Hau, ehem. Institut für Denkmalpflege, Braunschweig.



# Die neuen Museen der Stadt Königsutter am Elm

Text von  
Britta Edelmann M. A.

Seit dem 3. Juli 2005 ist Königsutter um eine touristische Attraktion reicher – an diesem Tag öffneten in direkter Nachbarschaft zum Kaiserdom die neu gestalteten Museen der Stadt Königsutter ihre Pforten. In einem Museumskomplex von ca. 900 m<sup>2</sup> befinden sich das Museum mechanischer Musikinstrumente (MMM), das Museum für Stadtgeschichte sowie die Dombauhütte, die unter anderem die Baugeschichte des Kaiserdoms dokumentiert.

## Das Museum mechanischer Musikinstrumente in Königsutter am Elm

Es gab einmal eine Zeit, als die Musik noch nicht von allen Seiten, aus Autoradios und Kaufhauslautsprechern, aus Fernsehern und Computern auf die Menschen einströmte. Musik war damals, vor etwa 150 Jahren, noch ein seltenes und hochgeschätztes Gut. In dieser Zeit entstanden seltsame Geschöpfe der Technik: Mechanische Musikinstrumente.

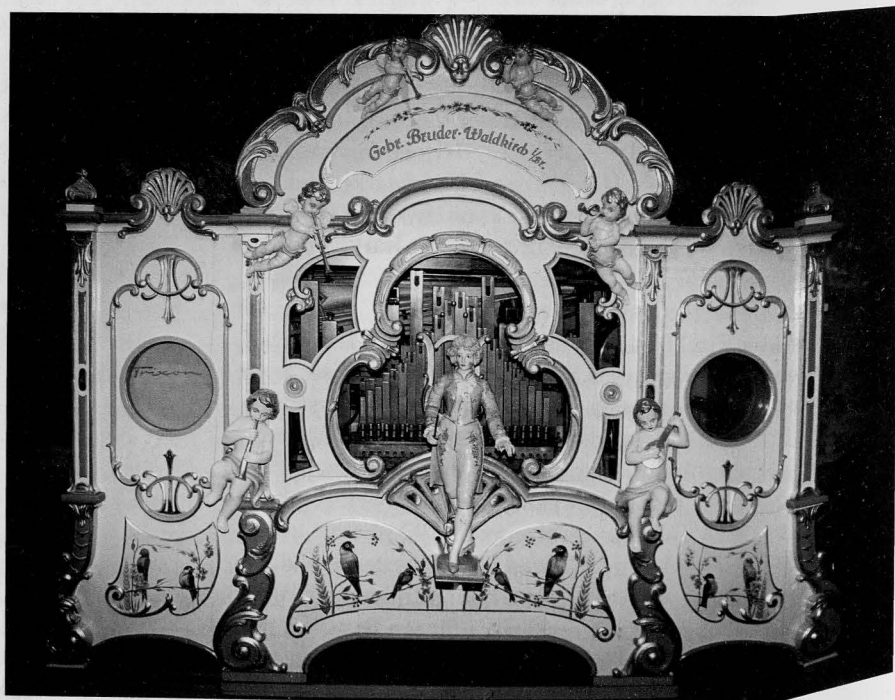
Das neue Museum mechanischer Musikinstrumente verfügt über eine internationale Sammlung von internationalem Rang. Von der guten alten Drehorgel zu aufwendigsten Reproduktionsflügeln, von der bekannten Musicbox zu kostbar verzierten Spieluhren: Ein Gang durch das Museum informiert über 250 Jahre mechanische Musikinstrumente. Das kleinste der insgesamt 242 Objekte des Museums ist eine Spieluhr: Sie misst gerade mal 1,5 x 1,5 cm – welch ein Unterschied zur Karussellorgel mit den Maßen 3,00 x 4,00 m.

Ein Schwerpunkt der musealen Präsentation ist die Darstellung der kulturgeschichtlichen und technischen Entwicklung mechanischer Musik. Auch die historische Einordnung der Musikinstrumente in ihr angestammtes soziales

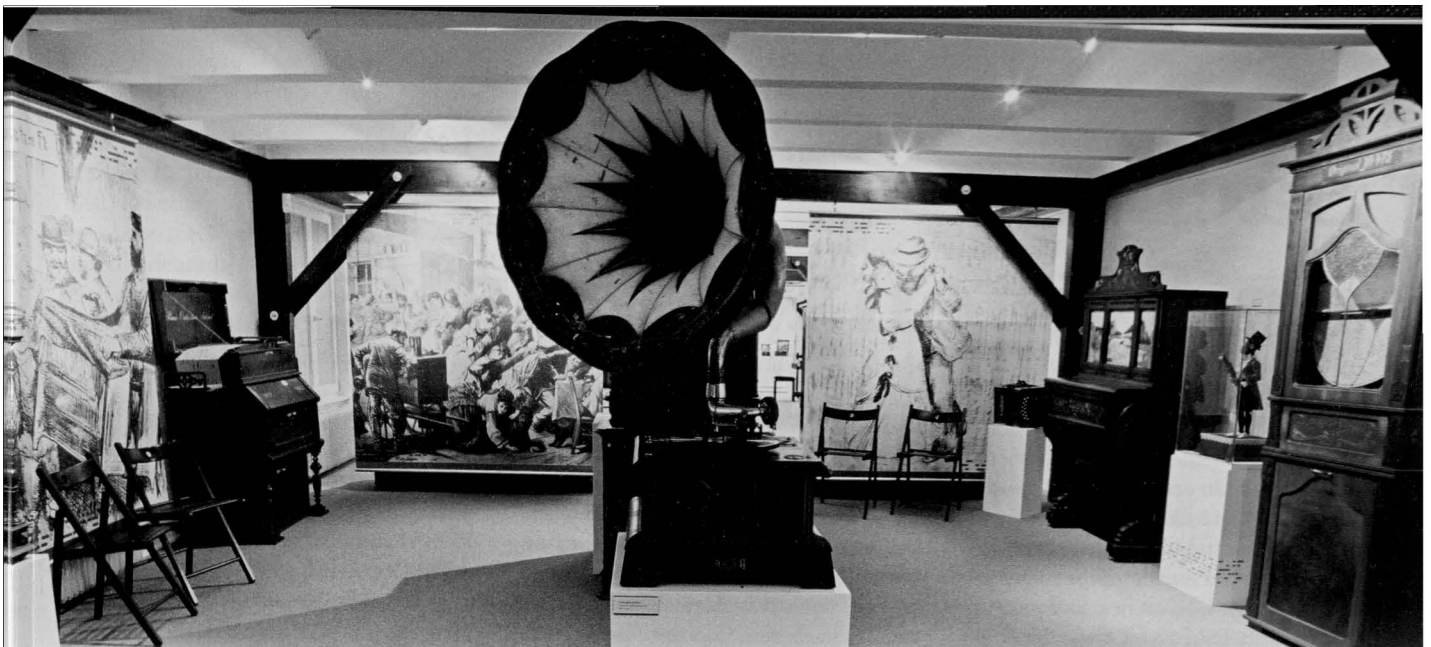
Umfeld kommt nicht zu kurz. Durch kleine Inszenierungen wird in der Ausstellung die besondere Atmosphäre der Original-Einsatzorte der Instrumente nachempfunden. So sind mechanische Musikinstrumente die ersten allgemein zugänglichen „Unterhaltungskünstler“ in Gasthäusern, Varietes und Vergnügungsvierteln und können durch Münzeinwurf von jedermann in Betrieb genommen werden. Orchestrien verkörpern dagegen die „hohe Kunst“ der mechanischen Musikinstrumente. Durch den Einsatz neuer Spezialtechniken werden bis dahin ungekannte Klangformen und eine enorme Klangfülle möglich. Sie werden zuerst in Privathäusern, dann in Ballsälen und endlich auf Rummelplätzen eingesetzt.

Das älteste Objekt des Museums, eine so genannte Vogelorgel, stammt aus dem Jahr 1750. Während des ausgehenden 18. Jahrhunderts verbreitet sich mechanische Musik im Adel und vermögenden Bürgertum in erster Linie durch aufwendige Flötenuhren mit

eindeutig repräsentativem Charakter. Im 19. Jahrhundert erobern zunächst kleine Walzenspieldosen die bürgerlichen Wohnzimmer. Ihnen folgen die Tischdrehorgeln und die ersten elektrischen Klaviere. Das Musikrepertoire weist zunächst kurze klassische Stücke und aktuelle Operettenmelodien auf. Die Technik zur Erzeugung mechanischer Musik wird immer weiter perfektioniert. Gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts werden die Instrumente über Papiernotenrollen gesteuert, was endlich auch erlaubt, längere Musikstücke einzuspielen. Die erste Musikindustrie entsteht. Zehntausende Menschen arbeiten in den Herstellungswerken der Musikmaschinen, z. B. im Schwarzwald und in der Region Leipzig. Ab ca. 1910 macht die moderne Medienindustrie Karriere. Die bis dahin bestaunten raumfüllenden Orchestrien gelten plötzlich als zu groß, zu wenig flexibel und als viel zu teuer. Die Zukunft gehört den Grammophonen, den Schallplattenspiellern und natürlich dem Radio.







### Ihre Ohren werden Augen machen ...

Im 19. Jahrhundert eroberten mechanische Musikinstrumente nicht nur private Salons und Vergnügungsetablissemments, sondern auch Jahrmärkte und die Straßen der Städte. Wohl jeder kennt Spieldosen, Leierkästen und Jahrmarktorchestrien. Kaum jemand weiß allerdings, wie vielseitig mechanische Musik im Alltag eingesetzt wurde. Was genau ist eigentlich eine Stummfilmorgel? Gab es Drehorgeln wirklich nur in „Zilles Milieu“? Wie funktioniert ein Orchestrion? Was ist der Unterschied zwischen einem Grammophon und einem modernen Plattenspieler?

Diese und andere Fragen lassen sich während eines geführten Rundgangs im Museum beantworten. Selbstverständlich kann sich das Museum auch hören lassen: alle Instrumente sind funktionstüchtig und vorführbereit. Das neue Museum informiert den Besucher über die spannende Geschichte der mechanischen Musik ebenso wie über ihre technische Entwicklung während der vergangenen 250 Jahre. Viele der ausgestellten Musikinstrumente sehen zwar auch schon beeindruckend aus, ihre volle Wirkung entfalten sie aber erst dann, wenn sie spielen. Während der regelmäßig stattfindenden Führungen werden den Besuchern daher auch viele unterschiedliche Klangerlebnisse vermittelt. Eine Führung durch das Museum mechanischer Musikinstrumente wird so zum spannenden Erlebnis für Groß und Klein.

Übersichtliche Informationen zur Funktionsweise und Geschichte der mechanischen Musikinstrumente sind wissenschaftlich aufbereitet und für den interessierten Besucher gut verständlich – man muss kein Musikexperte sein, um die Geschichte der mechanischen Musik zu verstehen. Das Museum wird getragen von der Stiftung „Museum mechanischer Musikinstrumente Königslutter/Elm“. Hinter dieser Stiftung steht die Stadt Königslutter und der Landkreis Helmstedt.

### Das Museum für Stadtgeschichte

Im ersten Obergeschoss des Hauses Vor dem Kaiserdom 3 befindet sich das Museum für Stadtgeschichte. Hier erfährt der Besucher Interessantes über die historische Entwicklung der Stadt Königslutter. Auch der weltbekannte Kaiserdom kommt nicht zu kurz: Ein Höhepunkt der Präsentation ist

eine exakte fotografische Darstellung des berühmten Jagdfrieses. Der kunst- und kulturgeschichtlich bedeutende Jagdfries wird durch kurze und verständliche Texte erklärt und interpretiert. Weitere Exponate und Texttafeln informieren auf überschaubare und verständliche Weise über die Baugeschichte des „Kaiserdoms“, der zu den herausragenden Beispielen romanischer Baukunst zählt.

Die knapp 900-jährige Geschichte der Ortschaft Königslutter wird durch hochwertige Exponate dargestellt und erläutert. Das Dorf Lutter wurde erstmals 1150 urkundlich erwähnt und erlangt im Laufe des 14. Jahrhunderts das Marktrecht. 1474 verleiht Herzog Wilhelm von Braunschweig dem Ort das Stadtrecht. Handwerk und Handel in dieser Zeit werden mit Hilfe interessanter Objekte erklärt: Der „Ducksteinheber“, ein Gerät zur Messung der Stammwürze des bekannten Ducksteinbieres, steht beispielsweise für die lange Brautradition der Stadt und drei aufwendig gestaltete Zunftpokale erinnern an traditionelle Handwerksbräuche. Das Einsetzen der Industrialisierung wird dagegen besonders durch den Anbau von Zuckerrüben und den Anschluss an die Eisenbahnstrecke Braunschweig – Magdeburg deutlich. Ein Modell des Bahnhofes sowie einige Aktienscheine der Zuckerfabriken stehen für diese Entwicklung. Das Museum für Stadtgeschichte lädt den Besucher ein, die Stadt Königslutter und den Kaiserdom neu für sich zu entdecken.

### Die Dombauhütte

Die Dombauhütte informiert den Besucher über den Bau des Kaiserdoms aus der Sicht des Steinmetzhandwerks. In Königslutter reichen die Wurzeln dieses Handwerks zurück bis in die Zeit des Dombaues. Noch heute existiert hier eine Steinmetzschule. In der Dombauhütte werden die Arbeitstechniken und die Zunftregeln der Steinmetze anschaulich dargestellt.

Die bereits seit ca. 20 Jahren bestehende, in drei Teile (Elm und Elmkalkstein, Werkzeuge und Arbeitstechniken, Historische Bauhütte) gegliederte Ausstellung wurde bei der Neugestaltung der beiden übrigen Museumskomplexe nicht verändert. Jeder, der an der historischen Baukunst und ihren Techniken interessiert ist, kann in der Dombauhütte anschauliche Beispiele für die Steinbearbeitung während der vergangenen Jahrhunderte am Objekt, nämlich den Steinen selbst, bestaunen.



# Sachsen im frühen Mittelalter

Text, Bilder und Grafiken von Elke Frobese M.A.

Hört man heute den Begriff „Sachsen“, so denkt man in erster Linie an das seit 1990 bestehende Bundesland Sachsen mit der Hauptstadt Dresden. Bevölkerungsmäßig hat es allerdings nichts zu tun mit dem Gebiet der Sachsen im frühen Mittelalter, von dem hier die Rede sein soll (Abb. 1). Das Siedlungsgebiet der Sachsen hatte als Stammesherzogtum Sachsen unter der Herrschaft Heinrichs des Löwen seine größte Ausdehnung. Es umfasste das Gebiet von der Unterelbe bis an die Grenze des heutigen Thüringen, das heutige Westfalen, Niedersachsen und Sachsen-Anhalt bis zur Elbe/Saale-Linie.

Nach dem Sturz Heinrichs des Löwen im Jahr 1180 kam der Westteil des Herzogtums Sachsen an den Erzbischof von

Köln. Den Ostteil mit dem Herzogstitel erhielten die Askanier, deren Hausgut um Wittenberg lag. 1356 wurde Sachsen-Wittenberg zum Kurfürstentum erhoben. Noch umfasste es die Siedlungsgebiete der Altsachsen. Dies änderte sich, als nach dem Tod des letzten sächsischen Kurfürsten im Jahr 1422 der Titel „Kurfürst von Sachsen“ an den Markgrafen von Meißen verliehen wurde. Dieser hatte seine Stammlande um Meißen herum, für die sich nun die Gebietsbezeichnung „Sachsen“ einbürgerte.

Später wurde die Residenz von Meißen nach Dresden verlegt. 1485 entstand nach der Teilung der Wettinischen Herrschaft eine albertinische und eine ernestinische Linie. Die Kurwürde blieb zunächst in Wittenberg bei der ernesti-

nischen Linie, deren berühmtester Träger Friedrich der Weise war, der Beschützer Luthers. Im Zuge der Reformation wechselte die Kurwürde nach Dresden an die albertinische Linie, wo sie verblieb. Unter Napoleon kam für die Dresdner Linie noch die Königswürde hinzu. Das neue Bundesland Sachsen deckt sich im wesentlichen mit dem Gebiet, das der sächsische König bis 1918 beherrschte. Der Begriff „Sachsen“ ist also im Laufe der Zeit elb-aufwärts gewandert (Abb. 2).

Doch nun zurück zu den Sachsen des frühen Mittelalters. Ursprünglich besiedelten die Sachsen das Gebiet an der Niederelbe im heutigen Schleswig-Holstein. Ihre erste schriftliche Erwähnung finden die Sachsen in der Erdbe-



Abb. 1: Herzogtum Sachsen im frühen Mittelalter.



schreibung des Ptolemäus von Alexandria im 2. Jahrhundert nach Christus. Die Tatsache, dass die Kunde von ihnen bis nach Nordafrika gelangte, zeigt ihre Bedeutung schon zu dieser Zeit. Sie sind ein besonders kriegerisches Volk gewesen, das sich vermutlich nach der von ihnen bevorzugten Hiebwaaffe, dem Sax, benannt hat.

In den folgenden Jahrhunderten dehnten die Sachsen ihr Siedlungsgebiet nach Süden aus (Abb. 3). Bald bildete das Ursprungsgebiet nur noch den Randbereich des Stammesherzogtums Sachsen. Bei Widukind von Corvey, einem Geschichtsschreiber des 10. Jahrhunderts, werden die verschiedenen Heerschaften genannt, in die das Land der Sachsen aufgeteilt war (siehe hierzu Abb. 1). Ihnen stand jeweils ein Anführer voran. Einen gemeinsamen König gab es nicht. Untergliedert war das Gebiet ursprünglich in 70-80 Gaue. Ein Gau bestand aus einer Siedlungsansammlung innerhalb eines Raumes, der durch natürliche Gegebenheiten begrenzt wurde wie Flüsse, Moore, Höhenzüge oder anderes unwegsames Gebiet. Die Besiedlungsdichte in der Zeit der frühen Sachsen betrug nur etwa 10 % von der heutigen.

Die einzelnen Dörfer und ihrer Feldmarken waren umgeben von einer dichten Bewaldung.

Im Gebiet der Sachsen und dadurch auch in unserem Braunschweiger Land setzte die Schriftlichkeit erst mit der Eroberung durch die Franken am Ende des 8. Jahrhunderts ein. Berichte über das Gebiet aus früherer Zeit entstammen aus anderen Gegenden und geben immer ein verändertes Bild wieder, da sie aus einem anderen Blickwinkel heraus geschrieben wurden. Es bietet sich daher an, nach anderen, aussagekräftigeren Quellen für diese Zeit zu suchen. Hier bietet sich die Archäologie an.

Es wird nun zu fragen sein, wieweit Informationen über unser Gebiet von anderer Seite sich durch Funde im Boden bestätigen lassen. Unsere Region gehörte bis in das 6. Jahrhundert hinein zum Reich der Thüringer. Für das Jahr 531 ist bezeugt, dass die Franken das Thüringerreich zerstört haben. Widukind von Corvey erwähnt in seiner Sachsengeschichte auch eine Beteiligung der Sachsen an den Kriegshandlungen. Dies ist allerdings von fränkischer Seite in den Annalen nicht er-

wähnt. Auch archäologisch kann man nichts davon nachweisen.

Es besteht die Vermutung, dass die Sachsen und Franken die gemeinsame Beute, nämlich das Gebiet des ehemaligen Thüringerreiches, untereinander aufgeteilt haben. In der Tat lassen sich im südlichen Thüringen Einflüsse der Franken nachweisen, im Norden, also im Nordharzgebiet, ist die Fundlage schlechter bestellt. Archäologische Quellen sind vor allem Gräber. Sitte bis in die Zeit des 6. Jahrhunderts hinein war es, die toten Angehörigen auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen und die Asche anschließend in einer Tonurne beizusetzen. Für diese Zeit lassen sich nur vereinzelt Körpergräber nachweisen, die durch ihre Ausstattung etwas über die kulturelle Zugehörigkeit der Bestatteten aussagen.

In Beuchte, Kreis Goslar, wurden neun Körpergräber in Särgen gefunden, wovon drei mit besonderer Ausstattung versehen waren. Sie enthielten Schmuck und Waffen. Die Ausstattung deutet auf einen thüringischen Kulturkreis hin. Auch andere Körpergrabfunde, z. B. in Schöningen und in Klein Vahlberg, deuten auf thürin-

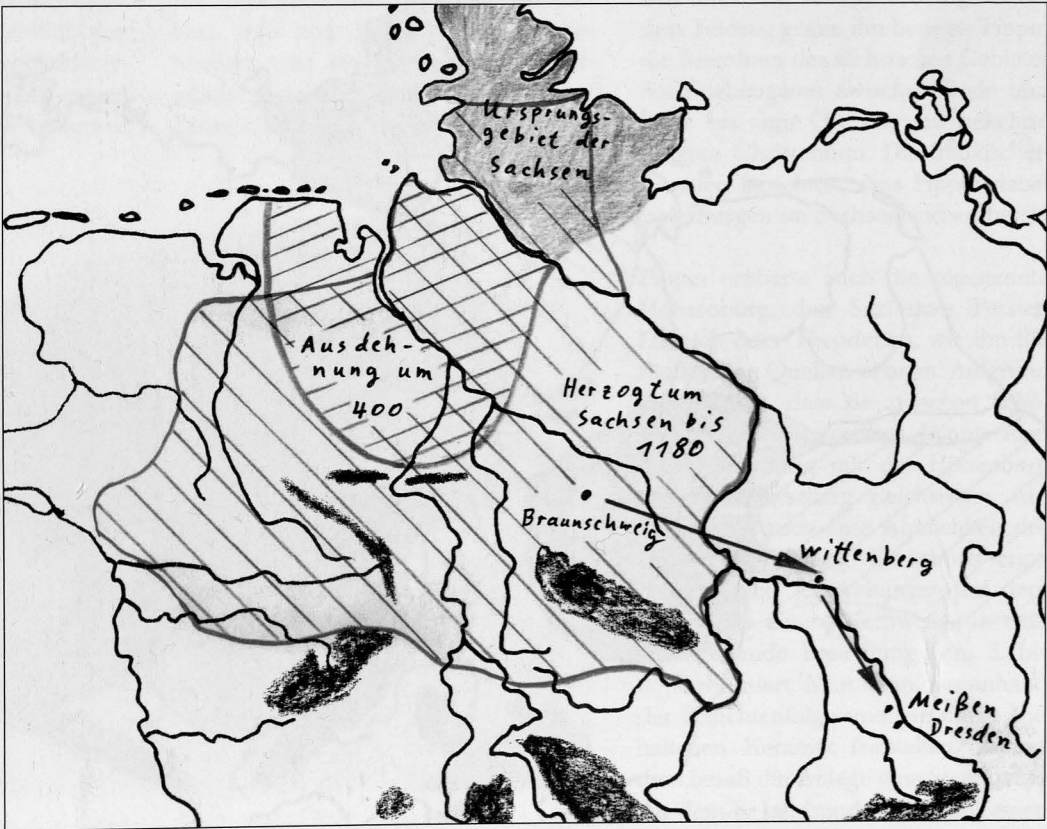


Abb. 2: Die Wanderung des Begriffs „Sachsen“ elbaufwärts.



gische Bestattungssitten hin. Es ist also unklar, in welcher Zahl Sachsen in der Folge des Zerfalls des Thüringerreiches ins Land gekommen sind und wie schnell sie mit der ansässigen Bevölkerung verschmolzen sind. Die Meinungen der Fachleute gehen in diesem Punkt auseinander.

Man könnte vermuten, dass die thüringische Bevölkerung sich nur in den Grabsitten an den sächsischen Eroberern orientiert hat, um ihrerseits ihre besondere Stellung zu dokumentieren. Andererseits wird diese Tatsache auch als Verschmelzen der einheimischen Bevölkerung mit der sächsischen Oberschicht gedeutet.

Man kann also für das 6. Jahrhundert keine eindeutige Aussage machen. Für das 7. und 8. Jahrhundert ergibt sich, dass das nördliche Gebiet des ehemaligen Thüringerreiches weitgehend sächsisch beeinflusst worden ist und als sächsisches Gebiet gelten kann. Im Süden des ehemaligen Thüringerreiches hatten die Franken Stützpunkte errichtet. Auch in der Form der Gräber macht sich ihr Einfluss bemerkbar.

Abzugrenzen sind die jeweiligen Kulturkreise der Sachsen und Franken eindeutig durch die Ausrichtung der Körpergräber. Die Sachsen waren Heiden. Sie bestatteten ihre Toten in Nord-Süd-Richtung. Dies hatte die Ursache in alten germanisch-heidnischen Kulturen, in denen der Stand der Sonne eine große Rolle spielte.

Die Franken waren Christen. Sie bestatteten ihre Toten in Ost-West-Richtung. Der Kopf war nach Osten Richtung Jerusalem ausgerichtet wie wir es heute noch in christlichen Kirchen finden. Hier ist der Chorbereich mit dem Altar immer nach Osten ausgerichtet. Außerdem enthielten heidnische

Gräber Beigaben für die Reise ins Jenseits, christliche Gräber waren beigabenlos, da Christen an die Auferstehung glauben, die sich nicht materiell vollzieht.

Über die Lebensweise der Sachsen in der Zeit vor der Übernahme in das fränkische Reich sind wir durch verschiedene archäologische Funde informiert. Abb. 4 zeigt ein im Braunschweigischen Landesmuseum inszeniertes Begräbnis eines sächsischen Kriegers. Die Trachten der Umstehenden sind aufgrund von Trachtenresten in Gräbern nachgezeichnet worden. Auch die Waffen, die dem toten Krieger beigegeben werden, gehen auf gefundene Objekte zurück.

Reste im Boden verraten uns auch etwas über die Art des Hausbaues. Das ab der Jungsteinzeit übliche Roofendach im sogenannten Langhaus wurde ab dem 5. Jahrhundert durch das neue Sparrendach abgelöst. Es wurden nun nicht mehr so viele Pfosten benötigt, die das Dach trugen. Auf wenigen Pfosten lagerten nun waagerechte Sparren, welche die Dachlast auf die Pfosten übertrugen. Abb. 5 zeigt das im Braunschweigischen Landesmuseum befindliche Modell eines Hauses mit Sparrendach, das auf einen Fund in Norddeutschland zurückgeht. Erkennbar ist hier die neue Dachkonstruktion und die bauchige Außenwand, die den Wetterverhältnissen besser angepasst war.

Der überwiegende Teil der Bevölkerung der Sachsen lebte auf dem Lande als einfache Bauern. Es gab verschiedene gesellschaftliche Abstufungen. Unterschieden wurde in Unfreie, Halbfreie und Freie. Die Freien besuchten jedes Jahr eine Versammlung in einem Ort Marklo an der Weser, das bei Nienburg vermutet wird. Hier wurde über Politik beraten und über Krieg und Frieden entschieden. Die einzelnen

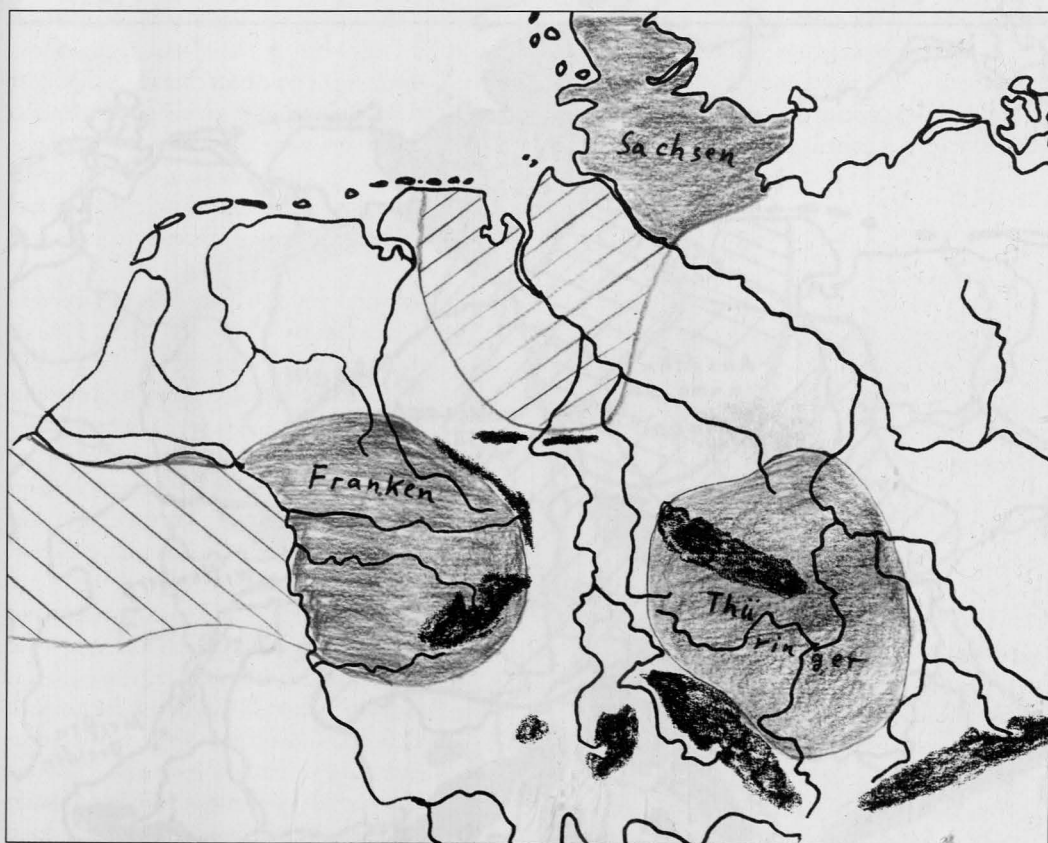


Abb. 3: Sachsen, Franken und Thüringen im 4. Jahrhundert.



Gaue wurden von sogenannten Gau-  
grafen beherrscht, die sich ihrerseits  
den Führern der einzelnen Heer-  
schaften unterzuordnen hatten. Stütz-  
punkte dieser lokalen Herrscher waren  
die Burgen.

Für die Zeit nach dem Krieg gegen  
die Thüringer besitzen wir sowohl  
schriftlich als auch archäologisch we-  
nige Informationen. Quellen berich-  
ten über Tributverpflichtungen der  
Sachsen gegenüber den Franken. Die-  
sen Verpflichtungen haben sich die  
Sachsen zu entziehen versucht, umso  
mehr, je schwächer die Herrscher der  
Merowinger wurden. Mit der Über-  
tragung des wichtigen Hausmeier-  
amtes im fränkischen Reich an die  
Familie der Karolinger (Abb. 6) än-  
derte sich das Verhältnis zwischen  
Sachsen und Franken. In zuneh-  
mendem Maße nahmen ab dem 8.  
Jahrhundert die Karolinger nun auch  
außenpolitische Aufgaben wahr. So  
sind in den fränkischen Annalen meh-  
rere Kriegszüge der Franken in säch-  
sisches Gebiet hinein bezeugt.

Im Zusammenhang mit den verschie-  
denen Heereszügen der Franken wer-  
den in den fränkischen Annalen einige  
Burgen auch namentlich genannt. In  
den Jahren 743 bis zum Ende der Sach-  
senkriege werden mehrere Kriegszüge  
in unser Gebiet erwähnt. Südlich des  
Gebietes Ostfalen hatten die Franken  
die ehemals thüringischen Gebiete in  
ihr Reich eingegliedert. Die Abgren-

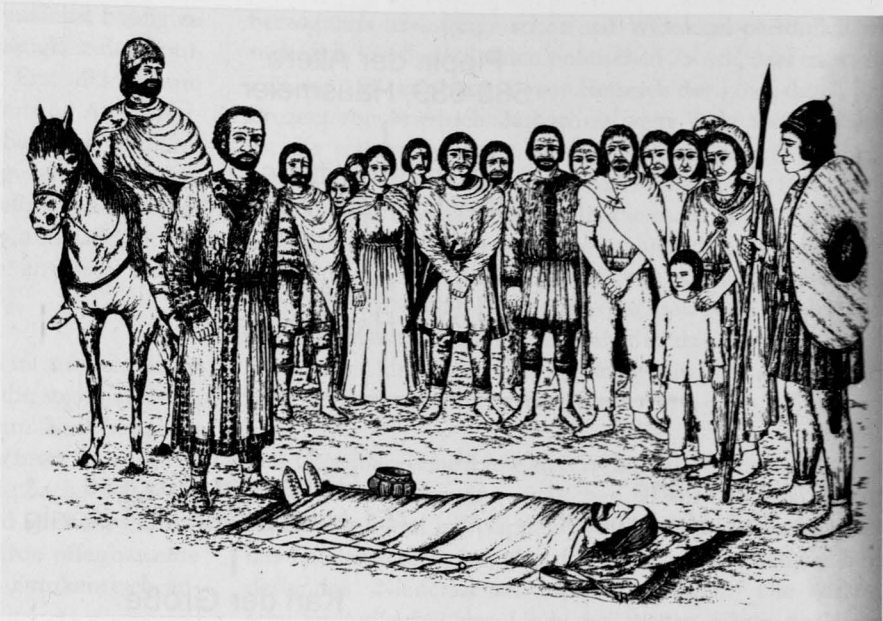


Abb. 4: Begräbnis eines sächsischen Kriegers.

zung der Interessensgebiete hatte so  
lange Bestand, bis die karolingischen  
Hausmeier ihre Macht innerhalb des  
fränkischen Reiches stabilisiert hatten.

Unter Karl Martell wurden zunächst  
die Araber zurückgedrängt. Seine Söh-  
ne Pippin und Karlmann teilten sich  
nach Karl Martells Tod die Herrschaft.  
So wurde Karlmann Hausmeier für die  
Osthälfte des fränkischen Reiches, das  
die deutschen Gebiete umfasste. Es  
war dem sächsischen Ostfalen benach-  
bart. 743 zog Karlmann gegen die  
Sachsen, um eine bestehende Tribut-  
pflicht gegenüber den Franken zu er-  
neuern, der sich die Sachsen aufgrund

der Schwäche der Merowinger zu ent-  
ziehen versucht hatten. Der Kriegszug  
hatte wenig Erfolg, auch im nächsten  
Jahr 744 hatte er keinen Erfolg.

748 zog Pippin, der Bruder Karlmanns,  
gegen die Sachsen. Anlass war sein  
aufständischer Bruder Gripho, der  
dorthin geflohen war und hier eine Ge-  
folgschaft sammelte. Er war bei der  
Aufteilung der Herrschaft im Franken-  
reich übergegangen worden und wollte  
sich nun die Macht erzwingen. Bei  
dem Feldzug gegen ihn besiegte Pippin  
die Bewohner des sächsischen Gebietes  
des Suebengaus zwischen Bode und  
Saale bis zum Ostharz und bekehrte  
sie zum Christentum. Die fränkischen  
Annalen berichten, dass Pippin dabei  
viele Burgen im Sachsenland eroberte.

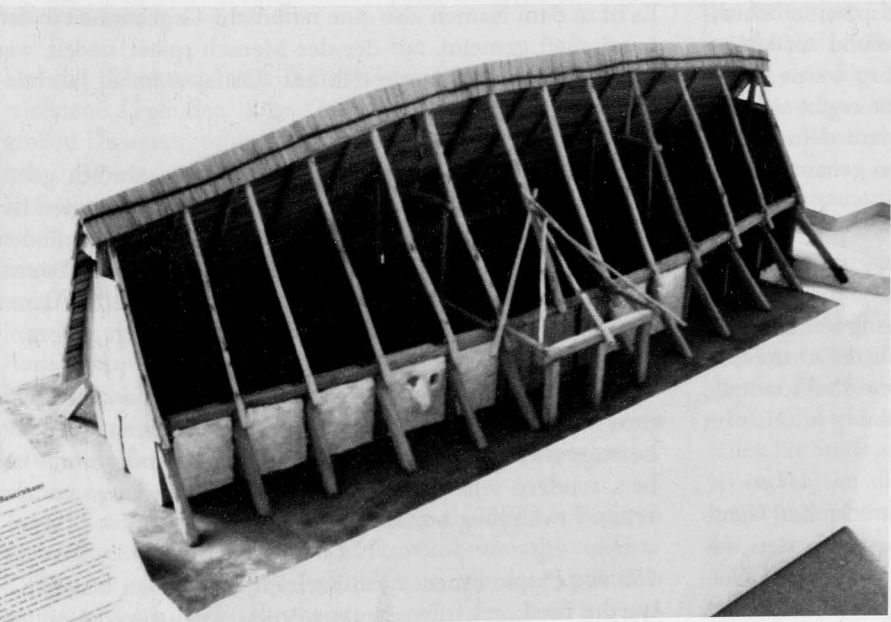


Abb. 5: Sächsisches Bauernhaus.

Pippin eroberte auch die sogenannte  
Hohseoburg, den Sitz eines Fürsten  
Dietrich oder Theoderich, wie ihn die  
fränkischen Quellen nennen. Aufgrund  
der Angabe, dass sie zwischen Schö-  
ningen und Ohrum liegt, könnte man  
die Hohseoburg mit der Hünenburg  
auf dem Heeseberg gleichsetzen. Au-  
ßerdem ist auch eine Ähnlichkeit der  
Namen vorhanden. Tatsächlich erga-  
ben nun die Ausgrabungen auf dem  
Heeseberg einen Nachweis für eine  
durchgehende Besiedlung vom 3. bis  
8. Jahrhundert. Man kann dies anhand  
der Schichtenfolge und der darin ent-  
haltenen Keramik feststellen. Außer-  
dem besaß die Anlage eine Steinmauer  
aus dem 8. Jahrhundert, was auf einen



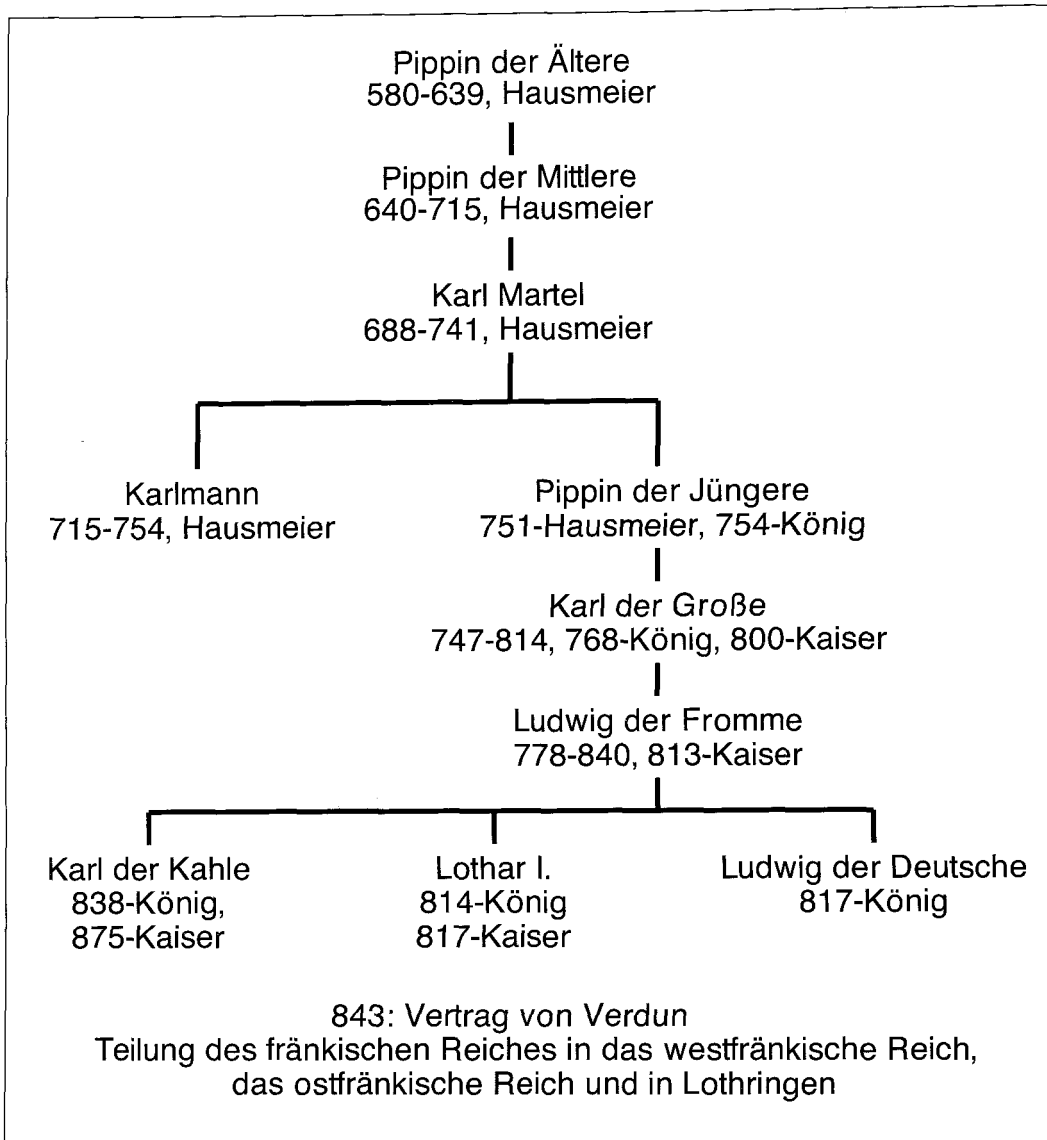


Abb. 6: Die Karolinger (vereinfachte Genealogie).

hochherrschaftlichen Sitz schließen lässt. Zeitlich vergleichbare Anlagen haben eine Holzpalisade zum Schutz vor Feinden. Außerdem konnte festgestellt werden, dass die Mauer des 8. Jahrhunderts geplant und nicht von späteren Schichten überbaut wurde. Insgesamt lässt der Befund auf kriegerische Einwirkungen schließen, d.h. die Burg wurde eingenommen und nicht wieder besiedelt. Damit ergibt sich der archäologische Beweis, dass mit der Burg auf dem Heeseberg sehr wahrscheinlich die in den Quellen genannte Hohseoburg des Fürsten Dietrich gemeint ist.

Auf dem Kriegszug von 848 besiegte Pippin seinen Stiefbruder Gripho, den er an der Oker stellte. Bei dem Bericht dieses Kriegszuges wurden im Zusammenhang mit der Route, die der fränk. Hausmeier nahm, erstmals die Orte Schöningen und Ohrum genannt. Die beiden Orte sind somit die Orte mit der frühesten schriftlichen Erwähnung in unserem Raum.

Der Name Ohrum geht auf Ohrheim zurück, der Name Schöningen auf Scahiningi. Ortsnamen bestehen stets aus zwei Teilen. Der erste Teil bezeichnet entweder einen Vornamen, wie es z.B. bei Sigmaringen der Fall ist. Hier wird ein Mensch genannt, der das Gebiet in Besitz nimmt und

darauf siedelt. Bei der alten Form des Namens Schöningen Scahaningi handelt es sich um die Zusammensetzung von Scahan und ingi. Die Vorsilbe Scahan bedeutet Bergsporn. Es ist in dem Namen also eine natürliche Gegebenheit in der Landschaft gemeint, auf der der Mensch später siedelt, wie Herbert Blume herausgestellt hat (Ostfalen im 8. Jahrhundert, S. 77ff).

Diese Art der Ortsnamen sind älter als die ähnlich gebildeten Ortsnamen, die als Vorsilbe einen Männernamen haben, z. B. Sigmaringen an der Donau. Außerdem befinden sich Schöningen und Ohrum im Lössgebiet im Süden Braunschweigs, das erheblich bessere Böden aufweist als der Raum um Gifhorn. Hierauf wird später noch näher eingegangen.

Auch für Ohrum konnte ein hohes Alter nachgewiesen werden, so dass wir hier nicht nur die am frühesten schriftlich bezeugten Ortschaften im Braunschweiger Land vor uns haben, sondern sehr alte Siedlungen, die schon lange vor der ersten Erwähnung bestanden haben.

753 zog Pippin erneut nach Sachsen, inzwischen war er König des fränkischen Reiches geworden und hatte somit offiziell den letzten unbedeutenden König aus merowingischem



Haus abgelöst. Nach Pippins Tod kam es zunächst häufig zu Übergriffen der Sachsen, die die Missionstätigkeit der Franken gefährdeten und Kirchen zerstörten. Erst 772 begann Karl der Große, Sohn des Pippin, nachdem er Alleinherrscher geworden war, den Krieg gegen die Sachsen. Einhard, der Biograf Karls berichtet: Es war der langwierigste und bewegteste aller Kriege, die die Franken je geführt hatten. Einhard bezeichnet die Sachsen als gesetzlos und wild. Allerdings wird dieser Krieg archäologisch in unserem Gebiet nicht fassbar.

Karl führte seinen Angriff von Hessen aus in südsächsisches Gebiet hinein zur Weser. Er zerstörte dort die sogenannte Irminsul, ein wichtiges sächsisches Heiligtum. Karl hatte zunächst sicher nicht gedacht, das gesamte Sachsen zu erobern. In den nächsten beiden Jahren schlugen die Sachsen zurück, indem sie neugegründete Kirchen in Brand steckten und einige Burgen zurückeroberten. Erst jetzt wurde offenbar eine dauerhafte Eingliederung der Sachsen ins Frankenreich angestrebt.

Die Kämpfe der nächsten Jahre erstreckten sich immer auf das südwestliche Sachsen, berührten unser Gebiet also nicht. In Paderborn hielt Karl der Große 785 den ersten Reichstag auf sächsischem Boden ab, der als Abschluss der Eroberung gefeiert wurde. Tatsächlich fehlte aber der Westfalen-Herrscher Widukind auf dem Reichstag. Seit 779 war auch Ostfalen an den Kämpfen beteiligt. 782 erließ Karl der Große ein Gesetz für die sächsischen Gebiete, das die Einführung der fränkischen Grafschaftsverfassung und eine umfassende Mission beinhaltete.

Die Anordnungen entfachten bei den Sachsen besonders heftigen Widerspruch. Das Blutgericht von Verden, bei dem Karl der Große Rache nahm, und einige verlustreiche Feldschlachten markierten in den Jahren 782 bis 785 den Höhepunkt der 33 Kriegsjahre. Die Wende kam 785, als sich Widukind, der Führer des sächsischen Widerstandes, unerwartet ergab und taufen ließ. Bei der Taufe in der Pfalz Attigny bei Reims soll Karl der Große höchstpersönlich Taufpate gewesen sein.

Um die Bekehrung und Taufe Widukinds ranken sich verschiedene Legenden. Eine Geschichte berichtet von einem großen Unwetter, in das Karl der Große bei seinem Aufenthalt im Weserbergland geriet. Er fand Aufnahme auf dem Hof Widukinds, ohne den Hausherrn zu erkennen. Widukind und Karl versuchten am Tag darauf einen Schimmel zu fangen, der auf der Weide graste. Karl versuchte es mit Gewalt, Widukind hingegen redete dem Pferd gut zu, so dass es freiwillig herankam. Widukind verglich das Vorgehen mit Karls Kampf gegen die Sachsen. Er sagte: Das Pferd ist ein Bild des Sachsenvolkes – mit Gewalt lässt es sich nicht zähmen, doch auf freundliches Locken kommt es heran. Darum soll das weiße Ross das Wappen des Sachsenstammes sein.

Tatsächlich findet sich das weiße Pferd ab 1361 als Wappen des welfischen Herzogs Albrecht II. von Braunschweig-Grubenhagen. Seit dem 14. Jahrhundert wurde das Andenken an die tapferen Sachsen besonders geehrt und man meinte, das Pferd wäre das Wappenschild des sächsischen Stammes-

herzogtums bzw. ginge schon auf Widukind persönlich zurück. Das Pferd erfüllte den politischen Zweck, dass es an die Zeit vor 1180 erinnerte, bevor Heinrich der Löwe durch den Prozess von Friedrich Barbarossa weite Teile Sachsens verlor. Es sollten sozusagen alte Ansprüche geltend gemacht werden. Der politischen Legitimation diene das Pferd auch bei den Fürstbischöfen von Köln, die es ab 1496 in ihr Wappen aufnahmen. Es symbolisierte hier den Zustand nach 1180, als nämlich der Erzbischof von Köln die westlichen Landesteile des alten Herzogtums Sachsen von Friedrich Barbarossa zugesprochen bekam. Daher ist das Pferd heute auch im Wappen des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen vorhanden, bekannt auch als Westfalenross.

Die Calenbergische Linie der Welfen, die später als hannoversche Kurfürsten den englischen Thron bestiegen, bevorzugten das Pferd im Wappen ohne Untergrund. Aus ihm ist das Niedersachsenross, also das Wappen des heutigen Bundeslandes Niedersachsen hervorgegangen. Die Braunschweig-Wolfenbütteler Linie der Welfen führte das Pferd mit Untergrund im Wappen. Daraus entstand das Wappen des Landes Braunschweig, heute noch zu sehen beim Braunschweigischen Landesmuseum (Abb. 7).

Nach Beendigung der Sachsenkriege begann der Landesausbau, den die Liudolfinger und andere führende Familien in Sachsen wie die Brunonen, Immendinger und andere im Auftrag der fränkischen Könige organisierten. Gebiete, die vorher unbewohnt waren, wurden nun systematisch besiedelt. Wolfgang Meibeyer hat bei der Untersuchung der Ortsnamen im Bereich nördlich von Braunschweig herausgestellt, dass man anhand der Endungen der Ortsnamen eine zeitliche Abfolge von Ansiedlung eines Gebietes erkennen kann (Das Braunschweiger Land, S. 144ff). Grundsätzlich kann man feststellen, dass aufgrund der Bodenbeschaffenheit die Besiedlung der Gebiete südlich von Braunschweig eher stattgefunden hat.

Westlich von Braunschweig trennt etwa der Verlauf des Mittellandkanals die Sandböden der eiszeitlichen Endmoränenlandschaft im Norden von den besser landwirtschaftlich nutzbaren Lössböden im Süden. Östlich von Braunschweig bis an den Elm heran sind ebenfalls Böden ohne Lössbedeckung vorhanden, da dieses Gebiet beim Heranwehen des Löss im Windschatten des Elm lag.

Eine kontinuierliche Besiedlung seit der Vorgeschichte lässt sich auch für die südlich gelegenen Ortschaften selten nachweisen. Aber fest steht, dass die beiden erstgenannten Orte aus unserem Gebiet, nämlich Ohrum und Schöningen, beide im Lössgebiet liegen. Nördlich von Braunschweig befand sich im frühen Mittelalter ein großes Waldstück, der sogenannte Nordwald, der in einer Urkunde aus 997 genannt wird. Es handelt sich um ehemaliges Königsgut, das nun Stück für Stück aufgesiedelt wurde. Zunächst wurde ein Gürtel östlich um diesen Wald herum urbar gemacht, das uns heute in der Form der -rode-Orte erscheint (Abb. 8).

Man muss dabei bedenken, dass vor allem im 14. Jahrhundert durch Krisen in der Landwirtschaft Orte wüstgefallen sind und diese heute nicht mehr auf der Karte erscheinen.



Wappen des Bundeslandes Niedersachsen



Wappen des Braunschweiger Landes



Wappen des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen



Abb. 7: Das Pferd der Sachsen in heutigen Wappenbildern.

Deutlich erkennbar ist aber, dass der Raum nördlich von Braunschweig keine -rode-Orte aufzeigt, sondern stattdessen hier -büttel-Orte besonders häufig sind. Es handelt sich um das Gebiet des noch im 10. Jahrhundert dort befindlichen Nordwaldes. Aufgrund der schlechteren Beschaffenheit des Bodens wurde hier erst später gesiedelt. Man kann also in Abhängigkeit von Bodenbeschaffenheit und Namenskunde eine Reihenfolge bei der Auf siedlung des Gebietes um Braunschweig deutlich machen.

Auffällig ist in diesem Gebiet die Verwendung von Personennamen aus dem Liudolfingischen Haus, einem sächsischen Adelsgeschlecht, das in karolingischem Auftrag die Auf siedlung des Gebietes durchführte.

Die Ortsnamen wurden also immer mit einem männlichen Personennamen und einem Suffix gebildet, das etwas über die Entstehungsweise des Ortsnamens aussagt. Bei dem Wort -rode handelt es sich um die Rodung von Wald, auf dessen Fläche der Ort entstanden ist. Auch die Burg Dankwarderode verdankt diesem Umstand ihren Namen, da sie nach einem Ort benannt ist, den der Dankward roden ließ, um hier eine Siedlung zu erbauen. Dieses Dorf ist verschwunden, muss aber den Erbauern der Burg noch bekannt gewesen sein, damit sie die Burg benennen konnten. Die -rode-Orte werden um die Wende 8./9. Jahrhundert entstanden sein.

Namentlich deutlich abgesetzt sind die -büttel-Orte, die sich innerhalb dieses

Ringes aus -rode-Orten befinden. Sie stammen aus einer späteren Phase der Auf siedlung und befinden sich im Kern des früheren Waldgebietes. Da die genannte Urkunde von 997 dieses Gebiet noch als Wald kennt, kann die Auf siedlung erst im 10. Jahrhundert begonnen worden sein. Die Endsilbe -büttel bedeutet Haus und Hof: Meibeyer hält es für wahrscheinlich, dass auch die Anfänge der Stadt Wolfenbüttel in einem der hier zeitlich eingegrenzten -büttel-Orte zu suchen ist und schätzt die Entstehungszeit von Burg und zugehöriger Siedlung Wolfenbüttel ebenfalls auf das 10. Jahrhundert (Wolfenbüttel im Mittelalter, S. 21ff).

Neben der Auf siedlung mit bäuerlichen Ortschaften entstanden in der Zeit nach den Sachsenkriegen auch mehrere Burgen in unserer Region bzw. es wurden bestehende Burgen ausgebaut. Hier war der sächsische Adel gefordert, der in weitgehender Selbstständigkeit im Auftrag der Karolinger daranging, das Land durch den Bau von Burgen vor Bedrohungen von außen zu sichern. Außerdem nahmen die Sachsen nun ihrerseits die Aufgabe wahr, die Nachbarvölker zu christianisieren, wie z.B. die Skandinavier im Norden und die Slawen im Osten.

782 wurde von Karl dem Großen die Grafschaftsverfassung erlassen, die das neu gewonnene Gebiet verwaltungsmäßig neu gliederte. An der Spitze einer Verwaltungseinheit standen nun Grafen in fränkischem Auftrag. Die neuen Grenzen deckten sich allerdings nicht mit den alten Gaugrenzen.

Personalpolitisch griffen die neuen Herren aber auf die alten Machtstrukturen zurück und änderten nichts an vorhandenen Abhängigkeiten. So blieben die alteingesessenen Grafengeschlechter in ihren Positionen und werden sich kaum gegen die neue Ordnung aufgelehnt haben.

Beispiel einer zu dieser Zeit entstandenen Burg ist der Kanstein bei Langelsheim. Die vor kurzem gezeigte Ausstellung des Braunschweigischen Landesmuseums konnte deutlich machen, welche überragende Bedeutung dieser Fürstensitz gehabt haben muss. Ausgrabungen führten u.a. qualitativ hochwertige Keramik, Glasperlen aus dem Mittelmeerbereich und Schachfiguren ans Tageslicht. Alle diese Dinge zeugen von weitreichenden Handelsbeziehungen sowie hochherrschaftlichem Zeitvertreib.

Die Kansteinburg hatte eine pfalzähnliche Funktion, noch bevor die Pfalz in Goslar entstand.

Die Befunde ergaben, dass der Kanstein bis zum 10. Jahrhundert als Residenz genutzt und instand gehalten wurde. Danach verfiel er, weil die Funktion als Pfalz unter der Herrschaft Heinrichs II. ab 1002 auf Goslar übergegangen war.

Die Kansteinburg lag an der Fernstraße, die von Aachen, dem wichtigen Stützpunkt karolingischer Macht, über das Bistum Paderborn nach Osten zum Bistumssitz nach Halberstadt führte und bei Langelsheim die Innerste durch eine



Furt, also eine flache Stelle im Fluss überquerte. Es handelte sich hierbei um die *via regia*, also den Königsweg. Hieran sieht man, welchen großen Einfluss die kirchliche Organisation auf den Landesausbau hatte. Es entstanden nun Bischofsstädte, da nach kanonischem Recht Bischöfe nur in Städten residieren durften. Außerdem bildeten sich in diesen Städten Zentren des Handels und des Handwerks aus.

Archäologisch konnte gezeigt werden, dass sich auf der Kansteinburg kein Stück Keramik aus altsächsischer Zeit gefunden hat. Die Burg muss also allein zum Zweck des Landesausbaus als Verwaltungssitz eines Herrschers erbaut worden sein, der auch den Aufschwung des schon vorher bestehenden Langelsheim förderte. Wahrscheinlich handelt es sich um eine im Rahmen der fränkischen Grafschaftsverfassung neu geschaffene Grafenstelle. Bei dem Gebiet um Langelsheim handelt es sich um Hausgut der Liudolfinger, der Familie, die später ein Jahrhundert lang die deutschen Könige stellte. Diese Familie wird auch die Burgherren gestellt haben.

Ein wichtiger Herrschaftssitz war auch die Burg Werla. Bereits im 9. Jahrhundert bestand im Bereich der späteren Hauptburg ein mit Wall und Graben befestigter Hof. Die Umwallung wurde im 10. Jahrhundert erweitert und mit einer Ringmauer und kleinen Bastionen bzw. Türmen befestigt. Außerdem wurde ein repräsentativer Pallas errichtet, der eine auf-

wendige Warmluftheizung erhielt. Zwar ist diese Art der Heizung auch in anderen repräsentativen Anlagen in der Nähe vorhanden, doch ist sie in der Werla besonders früh vorhanden. Im 12. Jahrhundert wurde der Pallas erneuert und vergrößert, als die Burg den Rang einer Pfalz bekam. Ursprünglich handelte es sich um einen befestigten Herrschaftssitz der Liudolfinger, die mit Heinrich I. seit 919 die Königswürde innehatten.

Mit der Eroberung der Sachsen durch die Franken begann in unserer Region das Mittelalter. Durch die Übernahme der Verwaltungsstrukturen der Franken im sächsischen Gebiet erhielt Sachsen nun die Schriftlichkeit, außerdem wurde die Geldwirtschaft ausgeweitet und die Steinbautechnik intensiviert. Ein wichtiger Punkt war die Einführung des Christentums. Es entstanden überall in Sachsen Missionszentren.

Die Liudolfinger gründeten um 785 die Abtei Brunshausen bei Gandersheim als älteste Missionszelle in Ostfalen. Ausgangspunkt hierfür war das Kloster Fulda. Brunshausen hatte die Verwaltungsaufgaben für die Festigung des neuen Glaubens in Ostsachsen inne, bis sie von den neugegründeten Bistümern Halberstadt und Hildesheim übernommen wurden. Zwischen 803 und 809 entstand die Missionsstätte Kloster Ludgeri bei Helmstedt, die von Kloster Werden an der Ruhr (Abb. 9) aus gegründet wurde. Werden ist heute ein Stadtteil von Essen. Aus der Missionsstätte St. Ludgeri ent-

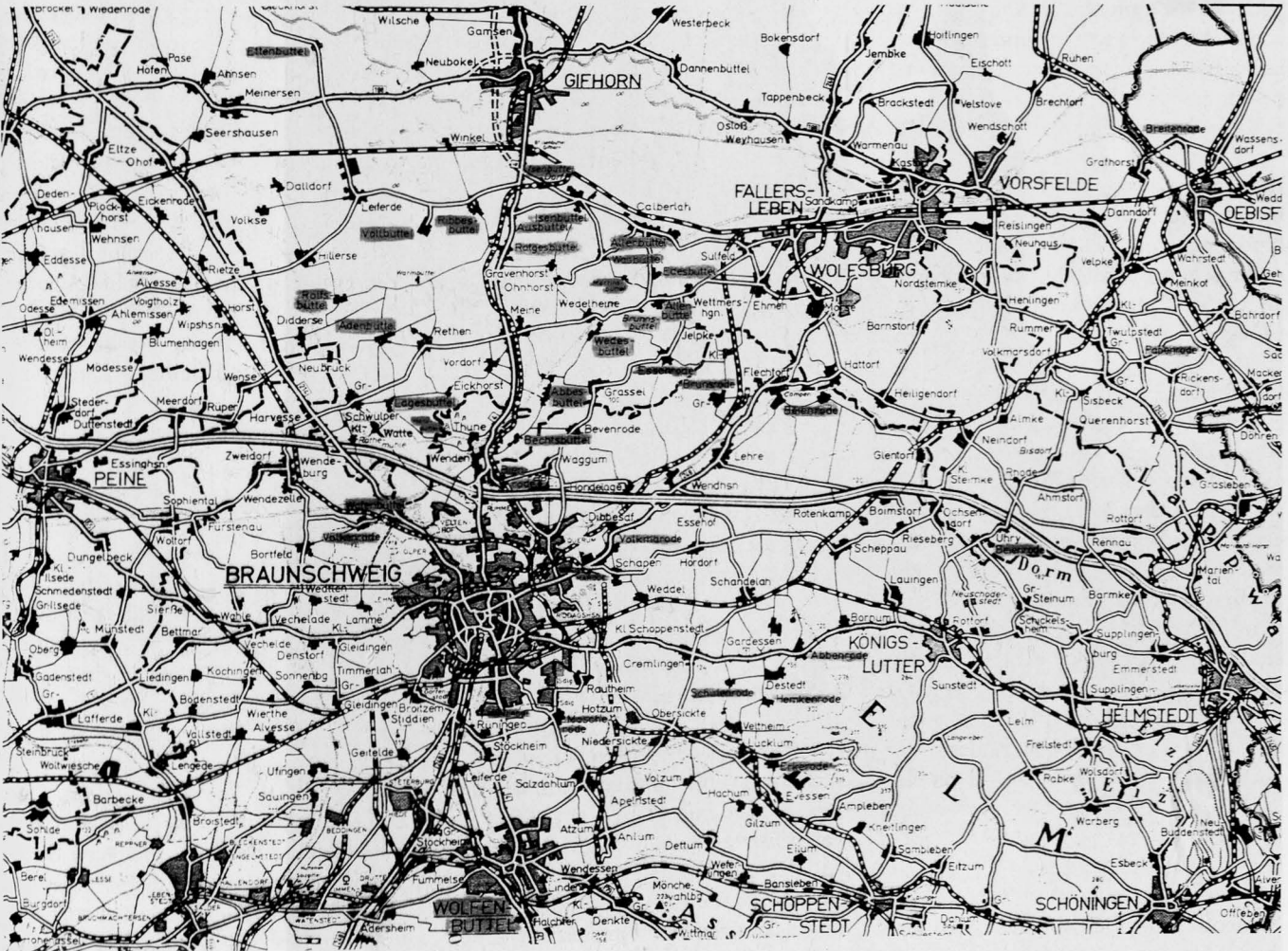


Abb. 8: Die -rode-Orte und -büttel-Orte um Braunschweig.



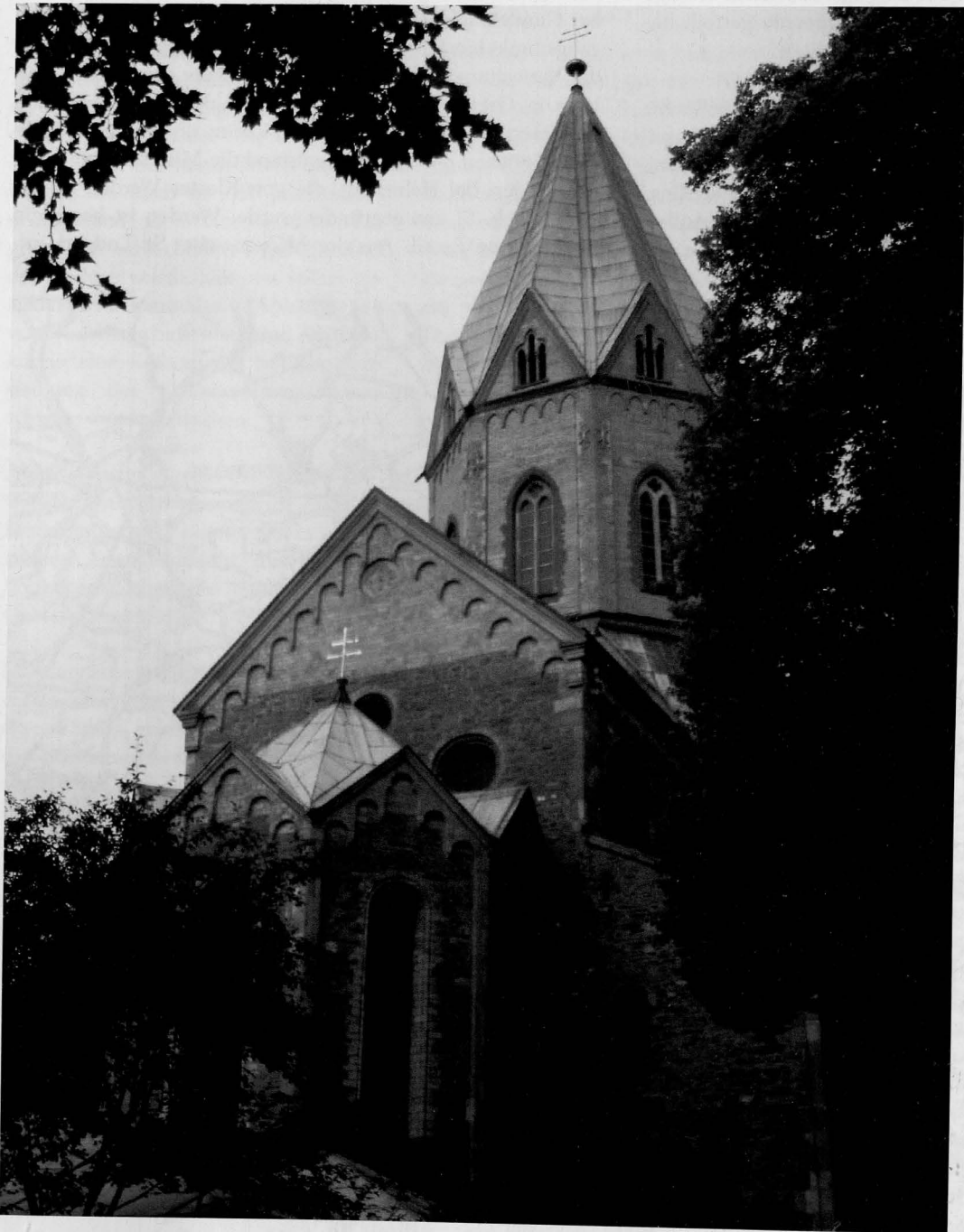
wickelte sich ein Benediktinerkloster. Neben dem alten Dorf Helmonstedi und der Marksiedlung bildete es eine der Keimzellen der späteren Stadt Helmstedt.

Als weitere Missionsstätte in Sachsen entstand 822 das Benediktiner-Kloster Corvey an der Weser (Abb. 10) als Außenstelle der Abtei Corbie an der Somme im westfränkischen Reich. Hier schrieb Widukind von Corvey seine Sachsengeschichte im 10. Jahrhundert und von hier stammte auch Ansgar, den man den Apostel des Nordens nennt. Er missionierte bei den Dänen und

Schweden und wurde später Erzbischof von Hamburg. Zu Beginn des 9. Jahrhunderts wurden die Bistümer Halberstadt und Hildesheim gegründet, nachdem bereits in den 80er Jahren des 8. Jahrhunderts die Bistümer Paderborn, Minden, Verden, Bremen, Osnabrück und Münster gegründet worden waren.

Im Jahr 843 wurde im Vertrag von Verdun das große fränkische Reich Karls des Großen unter seinen Enkeln aufgeteilt. Ludwig der Deutsche erhielt dabei den Ostteil, aus dem sich später das deutsche Reich entwickelte. Nach dem Tod des letzten Karolingers im

Jahr 911 wurde zunächst noch der Franke Konrad mit der Herrschaft über das ostfränkische Reich betraut. Er wiederum bestimmte den Herzog von Sachsen aus dem Haus der Liudolfinger zum Nachfolger. Dieser wurde als Heinrich I. im Jahr 919 zum König gewählt. Heinrich steht am Anfang einer Reihe sächsischer Könige, die deshalb auch die Sachsenkönige oder, wegen der Namenshäufigkeit, auch die Ottonen genannt werden. Besondere Bedeutung unter ihnen erlangte vor allem Heinrichs Sohn Otto der Große, mit dem nun ein neues Kapitel der Geschichte beginnt.



*Abb. 9: Klosterkirche Werden bei Essen.*



#### Literatur:

Becher, Matthias, Rex, Dux und Gens. Untersuchungen zur Entstehung des sächsischen Herzogtums im 9. und 10. Jahrhundert, Husum 1996.

Capelle, Torsten: Die Sachsen des frühen Mittelalters, Darmstadt 1998.

Die Hünenburg bei Watenstedt. Ausgrabungsergebnisse 1998-2001. Braunschweigisches Landesmuseum. Informationen und Berichte 3-4/2001.

Einhard: Das Leben Karls des Großen, übersetzt von Wilhelm Wattenbach, neu herausgegeben von A. Heine, Essen o.J.

Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, Band 34: Das Braunschweiger Land, Stuttgart 1997.

Häßler, Hans-Jürgen (Hrsg.): Ur- und Frühgeschichte in Niedersachsen, Stuttgart 1991.

Jarck, Horst-Rüdiger, Schild, Gerhard (Hrsg.): Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region, Braunschweig 2000.

Rabbow, Arnold: Neues Braunschweigisches Wappenbuch, Braunschweig 2003.

Schwarz, Ulrich (Hrsg.): Auf dem Weg zur herzoglichen Residenz – Wolfenbüttel im Mittelalter. Braunschweig 2003.

Steinmetz, Wolf-Dieter: Archäologie und Geschichte der karolingisch-ottonischen Burg auf dem Kanstein bei Langelsheim. Veröffentlichungen des Braunschweigischen Landesmuseums 105, Braunschweig 2002.

Steinmetz, Wolf-Dieter: Ostfalen im 8. Jahrhundert. Merowinger und Karolinger zwischen Harz und Heide, Gelsenkirchen 1998.

Wenskus, Reinhard: Sächsischer Stammesadel und fränkischer Reichsadel, Göttingen 1976.

Widukind von Corvey: Res gestae Saxonicae. Die Sachsengeschichte, übersetzt und herausgegeben von E. Rotter und B. Schneidmüller, Lateinisch/ Deutsch, Stuttgart 1981.



Abb. 10: Klosterkirche Corvey



# Das Schulwesen im braunschweigischen Dorf Gebhardshagen bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert

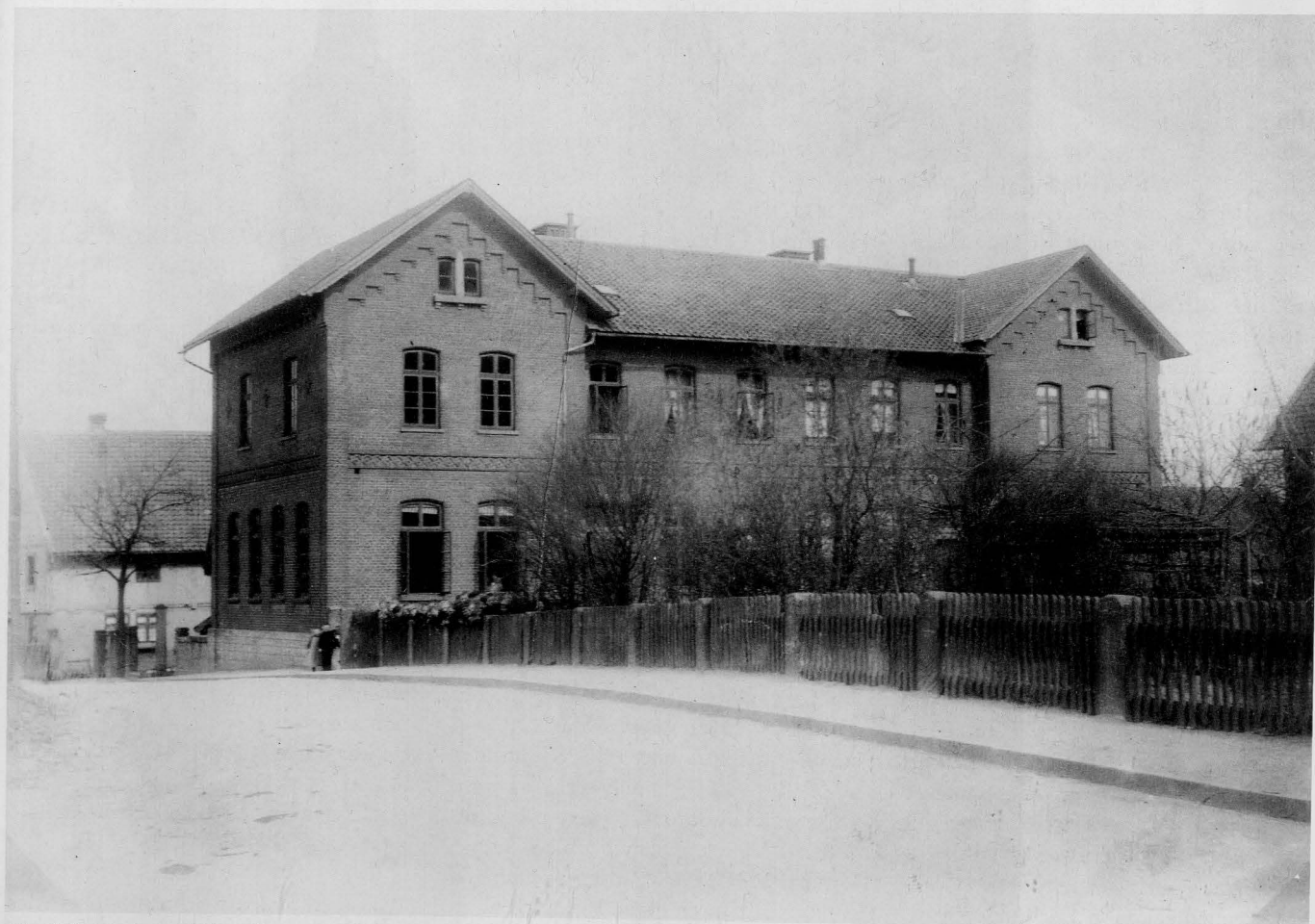
Text von Reinhard Försterling  
Fotos vom Stadtarchiv Salzgitter

Der wichtigste Impuls für die Entwicklung des Schulwesens auf dem Lande ging von der lutherischen Kirchenreform aus, von der Forderung, dass jeder zur Lektüre des Evangeliums befähigt werden sollte. Um zu verhindern, dass „gottlose Eltern gottlose Kinder aufziehen“, sollte in den Dörfern kein Küster eingesetzt werden, der den Kindern nicht auch den Katechismus lehren konnte. Aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammen auch die ersten Nachrichten von einem Küster, auch Opfermann genannt, in Gebhardshagen. Zu dieser Zeit sollten in den Dorfschulen vornehmlich das Gebet und der Katechismus gelernt werden

„und daneben Schreiben und Lesen ihres gemeinen Nutzens wegen“. Und so war unter Schule halten auf dem Lande höchstens das Lesenlernen anhand des Katechismus zu verstehen sowie das Auswendiglernen von Gebeten und kirchlichen Liedern. Trotz neuer schulgesetzlicher Verordnungen im 18. Jahrhundert und der Einrichtung von Lehrerseminaren in Wolfenbüttel und Braunschweig verhinderte vor allem die unzureichende Versorgung der Lehrer Fortschritte im Schulwesen.

Die geringe Vergütung entsprach der niedrigen sozialen Position der Unterrichtenden. Da der Landschullehrer

auch noch im 18. Jahrhundert zuers Kirchendiener war, kamen seine Haupteinkünfte auch aus den kirchlichen Verrichtungen. Neben Gebühren für Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen hatte er Anspruch auf zu bewirtschaftendes Ackerland, auf Nutzung der Gemeindewiesen und auf Holzanteile. Dazu kamen die in jeder Gemeinde verschieden berechneten Naturaleinkünfte an Heu, Getreide, Wurst, Brot und Eiern. Im Jahre 1753 wurde im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel von Herzog Karl I. das Schulgeld einheitlich festgesetzt. Diese Einkünfte waren jedoch nicht fest kalkulierbar, da vor allem während der



Die 1879 neu erbaute Gebhardshagener Schule, um 1930.





Gebhardshagener Schulkasse in den 1890er Jahren.

Erntezeit der Schulbesuch der Kinder noch lange recht unregelmäßig blieb. Und so lebten auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem kinderreiche Lehrerfamilien in schwierigen finanziellen Verhältnissen; mancher Lehrer hatte nicht mehr als ein Tagelöhner. Auch in Gebhardshagen war der Einsatz der Kinder in der Landwirtschaft vorrangig und die Gemeinde als Schulträger manchmal nicht gewillt, manchmal finanziell nicht in der Lage, in die Bildung zu investieren.

In Gebhardshagen trat Christian Schimmeyer im Jahre 1767 die Nachfolge seines Vaters als Lehrer an, dem er bereits einige Jahre zuvor geholfen hatte, er war somit Lehreradjunkt in Gebhardshagen gewesen und konnte in Wolfenbüttel sein Examen ablegen. „Christian Schimmeyer“, schrieb der Prüfer, „hat die Hauptstellen des Katechismus im Gedächtnis. Er kann fertig buchstabieren und lesen...Mit der Bibel ist er nicht unbekannt, ob er gleich die Bücher derselben und ihre Verfasser nicht gehörig angeben konnte.“ Die beiliegenden Rechenaufgaben dokumentieren, dass Schimmeyer sie-

ben Zahlen zu addieren hatte sowie eine Subtraktionsaufgabe (2385 minus 1628) und zwei Multiplikationsaufgaben (8978 mal 5; 507016 mal 4) lösen musste. Dies bewältigte er fehlerfrei. Er bestand sein Examen und auch die Gemeinde Gebhardshagen sprach sich für seine Einstellung aus, vor allem wohl auch, weil er zugesagt hatte, seine Stiefmutter und die beiden minderjährigen Halbbrüder bei sich in der Schule wohnen zu lassen und sie zu unterstützen. Das sparte der Gemeinde Kosten für den Unterhalt der Lehrwitwe.

Im Jahre 1778 berichtete Schimmeyer über seine schlechten Wohnverhältnisse, so war die Wohnstube nur gut acht Quadratmeter groß. In Krankheitsfällen der Familienmitglieder konnte in diesem Raum – die übrigen Kammern waren nicht beheizbar –, wo schon ein Tisch und zwei Spinnräder standen, kein Bett aufgestellt werden. Dies geschah dann im zweiten beheizbaren Raum, der Schulstube, und der Unterricht fiel während er Krankheitszeiten aus. Durch einen kleinen Anbau konnte die Wohnstube des Lehrers

vergrößert werden. Die Kosten wurden wegen der schlechten finanziellen Lage der Gemeinde aus der Kirchenkasse gezahlt.

Mitte des 19. Jahrhunderts war die Schülerzahl in Gebhardshagen auf 200 angewachsen, so dass eine zweite Lehrstelle eingerichtet werden musste. Dies setzte den Bau einer zweiten Schule voraus, „doch befand sich die sehr dürftige Gemeinde Gebhardshagen außer Stande die Kosten dafür zu bestreiten“. So unterrichtete an der dortigen Schule nach dem Tod von Kantor Cleve, dem Nachfolger Schimmeyers, von 1843 bis 1848 mit herzoglicher Genehmigung nur ein Interimslehrer, der weitaus weniger verdiente als ein festangestellter Lehrer, und die so gesparten Ausgaben trugen im wesentlichen zum Bau der zweiten Schule, die 1848 bezogen werden konnte, bei. Das neue Schulgebäude war circa 9 m mal 6 m und hatte im Erdgeschoss Diele, Schulstube, Wohnstube, Küche und im Obergeschoss zwei Kammern und Bodenraum.

War auch die eine Schule neu, so wies die andere, von der es im Lagerbuch



der Gemeinde Gebhardshagen von 1840 noch heißt, dass sie im guten Zustand sei, bald Mängel auf. Superintendent Schneevoigt aus Salder schrieb am 9. März 1874 an das Konsistorium, der obersten Kirchen- und damit auch Schulbehörde, dass die Schultube der ersten Schule in Gebhardshagen die schlechteste in seiner Inspektion sei. *„Der Kalkfußboden und der in Folge der niedrigen Höhe des Zimmers wie der großen Schülerzahl entstehende Dunst muß notwendig der Gesundheit der Kinder und des Lehrers nachteilig sein. Auch erschwert die Beschaffenheit des Zimmers unbedingt die Disziplin, was bei den wenig lenksamen, vielmehr unbändigen Geistes, der unter einer großen Zahl der Kinder in Gebhardshagen herrscht, wohl zu berücksichtigen sei.“* Aufgrund dieser räumlichen Situation unterrichtete der Kantor Rosenthal mit Zustimmung des Konsistoriums nach Geschlechtern getrennt, die Knaben vormittags und die Mädchen nachmittags.

Im Jahre 1877 beschloss der Gebhardshagener Gemeinderat die beiden kleinen Schulen abzureißen und dafür eine neue zu bauen, deren Abnahme am 23. Oktober 1879 erfolgte. Zum Schuljahresbeginn 1883/1884 wurde auch eine dritte Lehrerstelle eingerichtet. Die meisten Gebhardshagener Lehrer wurden ähnlich wie der 1. Lehrer Hermann Conze, der Ende des 19. Jahrhunderts in Gebhardshagen unterrichtete, beurteilt: *„Der p. Conze ist eine versöhnliche Natur, hat ein freundliches und gefälliges Wesen und gilt für einen treuen und eifrigen Lehrer.“* Ausnahmen bestätigten aber auch hier die Regel. Gegen Conzes Vorgänger August Preen war im Jahre 1891 ein Disziplinarverfahren eröffnet worden mit 26 Anklagepunkten, unter anderem hatte er

- Mädchen als „freches Aas“ und „freches Luder“ bezeichnet;
- die 13jährige Tochter eines Hofmeisters, weil sie einige Bibelsprüche nicht ordentlich gelernt hatte, dermaßen geschlagen, *„daß nach dem beiliegenden ärztlichen Attest das rechte Schulterblatt angeschwollen war und drei rote blutunterlaufene Striche sichtbar wurden“*;
- den Nachtwächter des Ortes „vor der Klasse und der Großtochter desselben verhöhnt und beleidigt, weil dieser Preen um ein wohl verdientes Trinkgeld gemahnt hatte“;
- zwei artigen stillen Schulkindern mit dem Feuerhaken die Haare auseinandergerissen und sie so bestraft, weil sei pomadisiert waren und als er erfuhr, dass die eine Mutter sich bei seinem Vorgesetzten, Pastor Zerbst, beschwert hatte, deren Tochter wegen Klatsches heruntergesetzt und unpassende Bemerkungen vor der Klasse gemacht, wie *„Deine Mutter mag laufen, wohin sie will, ich sitze immer oben auf“*.

Am 10. Juni 1892 wurde Preen von der Herzoglichen Disziplinarkammer für Lehrer zu einer Geldstrafe von 120 Mark, einem Verweis und zur Bezahlung der Hälfte der Untersuchungskosten verurteilt. Er wurde in 13 Fällen für schuldig und in 13 Fällen für nicht schuldig gehalten. Der Oberstaatsanwalt, der auf Dienstentlassung plädiert hatte, legte Berufung ein. Am 12. Oktober 1892 wurde Preen durch Urteil des Herzoglichen Disziplinarhofes zur Dienstentlassung verurteilt und zum Tragen der Kosten beider Verfahren. Sein jährliches Dienst Einkommen von 1920 Mark wurde auf ein Fünftel ermäßigt, dann aber im Wege der höchsten Gnade auf 800 Mark erhöht.



*Auch an den jährlich veranstalteten Waldfesten im Gebhardshagener Wald nahmen die Schulkinder teil, um 1910.*



# Neue Nutzung altindustrieller Gewerbebrachen am Beispiel Gewerbepark Ilseder Hütte

Text von Wilhelm Hilker

Fotos vom Planungsverband Ilseder Hütte



Weit mehr als hundert Jahre prägte die Hüttenindustrie maßgeblich die Entwicklung der im Süden des Landkreises Peine gelegenen Gemeinden. Auf dem Gelände der Ilseder Hütte und den Schachtanlagen waren zeitweilig bis zu 4.500 Arbeitskräfte beschäftigt. In der Mitte der 1970er Jahre deutete sich mit der Stilllegung des ersten Hochofens und der Schließung der letzten Schachtanlage „Emilie“ der wirtschaftliche Niedergang der Hüttenindustrie an diesem Standort an. 1983 wurde der letzte Hochofen geschlossen und mit der Stilllegung von Kokerei und Kraftwerk 1996 war das Kapitel der Hüttenindustrie in den Gemeinden Ilsede und Lahstedt abgeschlossen.

Übrig blieb in der Mitte der Ortschaften Ölsburg, Ilsede und Gadenstedt eine rund 40 Hektar große Industriebrache, die den enormen wirtschaftlichen Verlust inmitten des ländlichen Siedlungsgebietes auch räumlich sichtbar und begreifbar werden ließ.

Um die damit verbundenen Aufgaben und Probleme möglichst schnell in den Griff zu bekommen und nach langjähriger industrieller Nutzung das Gelände neu gestalten zu können, wurde

1997 der Planungsverband „Gewerbepark Ilseder Hütte“ gegründet.

Heute, nach acht Jahren und umfassender Sanierung und Revitalisierung, präsentiert sich das Hüttengelände als lebendiger und großzügiger Gewerbepark mit einem ungewöhnlichen Ambiente.

Gewerbebetriebe, Handwerker, Dienstleister und Künstler fanden hier Raum für die Umsetzung ihrer Geschäftsidee. Die Ilseder Hütte bietet ein interessantes Umfeld, das bestimmt wird von reizvoller Industriearchitektur, wie der denkmalgeschützten Gebläsehalle, die als Veranstaltungszentrum genutzt wird, oder dem historischen Wasserturm, Wahrzeichen und markantester Baukörper des Geländes.



Vieles ist in den vergangenen Jahren geleistet worden. So sind zum Beispiel jetzt 30 Betriebe mit 380 Arbeitsplätzen auf dem Hüttengelände angesiedelt. Doch das Erbe, das die Gemeinden Ilsede und Lahstedt angetreten haben, ist kein Einfaches und Sanierung und Belebung des Geländes sind keineswegs abgeschlossen.

Ein wenig Pioniergeist und viel visionäres Vorstellungsvermögen werden auch weiterhin erforderlich sein, um das riesige Areal langfristig zu einem wirtschaftlichen und kulturellen Zentrum der Gemeinden zu machen und dauerhafte Perspektiven für Unternehmen und die Menschen in der Region zu schaffen. Der Weg dorthin ist gut vorbereitet, nun sind weiterhin Ideen, Tatkraft und gute Partner erforderlich.

## Neuer Glanz in alter Hütte

Inzwischen hat sich die größte Industriebrache Niedersachsens Schritt für Schritt zu einem modernen, außergewöhnlichen Gewerbepark gewandelt.

Der Weg dorthin war im wahrsten Sinne des Wortes steinig. Schlamm und Staub begleiteten die großräumigen Abbrucharbeiten, die das weit hin sichtbare Profil des Hüttengeländes veränderten. Die riesigen Mauerwerksbauten des Kraftwerks, die beiden Schornsteine der Kokerei und die meisten Industrie- und Produktionsanlagen sind verschwunden.

Aber: Abbruch und Aufbruch lagen von Anfang an dicht beieinander. Fast zeitgleich mit den eher groben Sanierungsarbeiten wurde an einem detaillierten Nutzungs- und Vermarktungskonzept gefeilt. Das prägnante bauliche Profil wickelte vielen, nicht weniger eindrucksvollen Ideen, Visionen und Planungen.

## Groß, Grün, Gewerbepark

150 Jahre Industriegeschichte hinterlassen nicht nur architektonische Spuren, sondern auch wenig erbauliche Altlasten, wie belastetes Grundwasser oder kontaminierte Böden. Es wurde deshalb viel Zeit und Geld in aufwändige Sanierungsverfahren für eine effektive Verbesserung des Erdreiches, der Luft und des Grundwassers investiert.

Heute hindern schützende vertikale Dichtwände das verunreinigte Grundwasser vor einem weiteren Austreten und über hundert Bohrbrunnen ermöglichen eine flächendeckende regelmäßige Kontrolle der Grundwasserqualität.

Verunreinigtes Abbruchmaterial aus Bauwerken und der Boden wurden vor Ort gesammelt und in Form als Landschaftsbauwerke von Hügeln und Wällen auf dem Gelände eingelagert.



Denn es ging nicht nur darum, gesunde Arbeits- und Lebensbedingungen zu schaffen. Vielmehr verbanden sich hier innovative Lösungen erfolgreich mit dem Umweltschutz zu einer reizvollen Landschaftsgestaltung des rund 40 Hektar großen Gewerbeparks Ilseder Hütte.

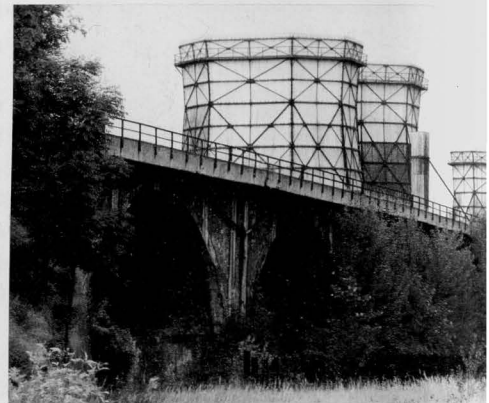
Mehr als die Hälfte der Flächen werden sich weiterhin zu einem attraktiven Landschaftspark und Naherholungsgebiet für die Bürgerinnen und Bürger entwickeln. Mit den Fuß- und Radwegen, großzügigen Wasserflächen entlang der Fuhse und Spielmöglichkeiten für Kinder, bietet der Gewerbepark Ilseder Hütte schon jetzt viele Möglichkeiten für das Leben nach dem Feierabend.

**Neue Arbeit kommt nicht aus altem Denken**

Im Gewerbepark Ilseder Hütte wird nicht nur gearbeitet, sondern auch gelernt. Im Kompetenzzentrum Neue Medien (KOMED) wird in Zusammenarbeit mit der Kreisvolkshochschule aktuelles Wissen vermittelt. Hier kann man sich beruflich weiterentwickeln und neu orientieren.

Die Berufsbildungs- und Beschäftigungsgesellschaft des Landkreises Peine nutzt das Gelände hinter dem KOMED und führt vor Ort Qualifizierungsmaßnahmen im Bereich Grünflächenpflege durch. Seit kurzem ist dort auch die Förderschule des Landkreises ansässig.

Gegenüber bietet das zum Starterhof umgebaute ehemalige Hauptmagazin Existenzgründern neben günstigen Mietkonditionen auch optimale Rahmenbedingungen, wie modernste Kommunikationstechnik und ein Kompetenznetzwerk mit vielen Experten, die auf alle Fragen zur Unternehmensgründung und zur Expansion Antworten parat haben.





Dieses Gelände ist zu groß für kleine Träume

Viele Ideen, die vor acht Jahren noch als visionäre Schwärmereien betrachtet wurden, sind mittlerweile in die Tat umgesetzt. Dabei stand die Verknüpfung der drei Leitbegriffe Arbeit, Leben und Lernen stets im Mittelpunkt. Wir haben gelernt, dass die interdisziplinäre Vernetzung aller Aktivitäten ein entscheidender Erfolgsfaktor war und ist.

Die enge Zusammenarbeit und der rege Gedankenaustausch regionaler Akteure, wie Berufsbildungs- und Beschäftigungsgesellschaft, dem Landkreis Peine, der Kreisvolkshochschule Peine, dem Arbeitsamt, den Berufsbildenden Schulen und der Wirtschafts- und Tourismusfördergesellschaft des Landkreises Peine mbH ermöglichten eine Bündelung wirtschaftlicher arbeitsmarktpolitischer und gesellschaftlicher Interessen.

Neue Ziele, neue Wege

Mit dem Projekt „Gewerbepark Ilseder Hütte“ hat der Planungsverband eine nachhaltige Wirtschaftsdynamik in Gang gebracht und will auch weiterhin für frischen Wind in der regionalen Wirtschaftsförderung sorgen. Die beiden Gemeinden Ilsede und Lahstedt bündeln mit einem gemeinsamen Büro zukünftig alle Aktivitäten im Standortmarketing auf dem Hüttengelände, um die ehrgeizigen Ziele zu erreichen.

Die Ausrichtung des 8. Tages der Braunschweigischen Landschaft am 6. Mai 2006 ist ein weiterer Meilenstein in der bisherigen Entwicklung des Geländes und vorläufiger Höhepunkt der zahlreichen kulturellen Veranstaltungen. Denn Kunst und Kultur, wie am Beispiel des Klassik-Konzertes mit Justus Frantz, moderne Performance-Theater oder der alljährliche Weihnachtsmarkt in der denkmalgeschützten Gebläsehalle sind inzwischen fester Bestandteil der Standortfaktoren geworden.

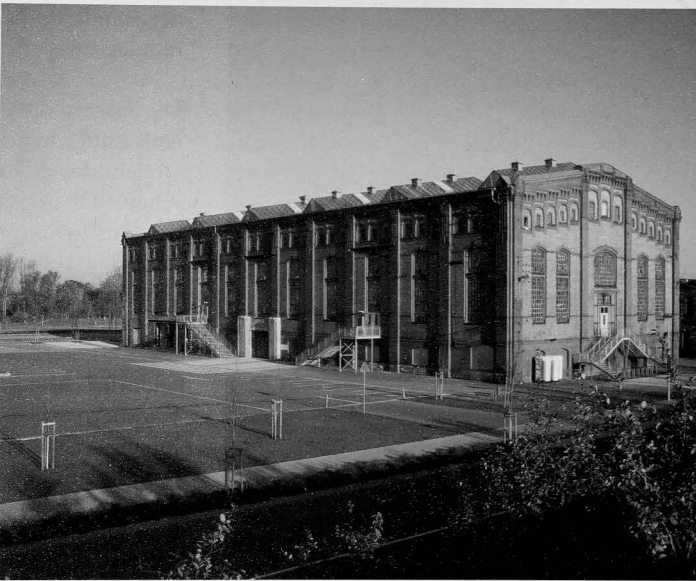
Das Geld folgt den guten Ideen

Die Revitalisierung der Brachflächen der Ilseder Hütte wäre ohne finanzielle Förderung für die beiden Gemeinden Ilsede und Lahstedt nicht denkbar gewesen. Erst die Kombination von Fördermitteln der Europäischen Union, Bund und Land ermöglichen eine Revitalisierung in diesem Umfang. Die öffentliche Förderung hat private Investitionen ausgelöst und neue Arbeitsplätze geschaffen.

Zuweisungen Bund, Land, EU	26.6 Mio Euro
Eigenmittel Gemeinden	3.7 Mio Euro
Kredite	7.8 Mio Euro
Private Investitionen	10.2 Mio Euro
<hr/>	
Summe, Gesamtinvestitionen	48.5 Mio Euro

Die Vergangenheit hat eine lange Zukunft

Über Jahrzehnte war die Ilseder Hütte größter Arbeitgeber, das bedeutendste Wirtschaftszentrum und der wichtigste



Verkehrsknotenpunkt in der Region. Hier lag der Ursprung der deutschen Stahlindustrie.

Von den wuchtigen Anlagen und Gebäuden konnte nur ein kleiner Teil erhalten werden. Deshalb erinnern großformatige Fotoinstallationen mit Infotafeln auf dem Hochofenplateau an die baulichen Dimensionen der Produktionsstätten und lassen 150 Jahre Industriegeschichte lebendig werden. Ehemalige Mitarbeiter der Ilseder Hütte gründeten im Jahre 2000 den Förderverein „Haus der Geschichte“ e.V. und bilden gewissermaßen das kollektive Gedächtnis der Ilseder Hütte. Engagiert bringen sie ihr Wissen unter anderem in den Industriepfad ein, der zum 150jährigen Jubiläum der Ilseder Hütte im Jahre 2008 in einem Industriemuseum beginnen und enden soll.

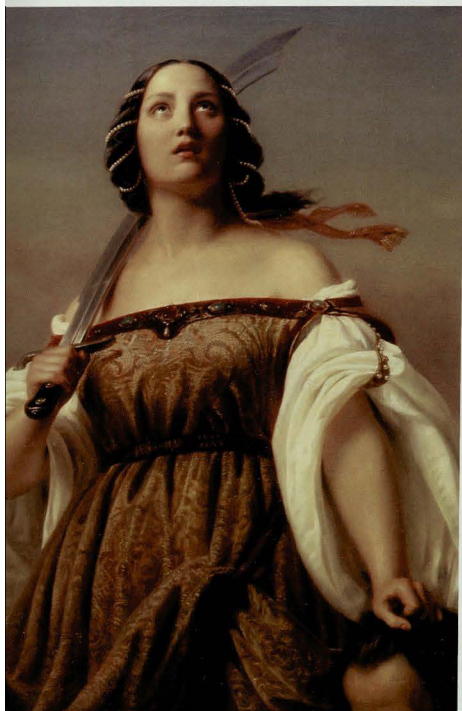
Schritt für Schritt nimmt auch diese Vision im Gewerbepark Ilseder Hütte Form an: Architektenwettbewerb, Zeitzeugenbefragungen und ein frisches Blau an der Dampfzentrale, dem zukünftigen Industriemuseum, bilden die Basis zwischen Tradition und Innovation.



# Von Kaisern, Zigeunern und ,Lütticher Mädchen' – Die frühen Erwerbungen des Braunschweiger Kunstvereins

Eine Ausstellung im Städtischen Museum Braunschweig

Text von Dr. Julia M. Nauhaus



Anlässlich des 100-jährigen Jubiläums des Museumsbaus am Löwenwall präsentiert diese Ausstellung zum ersten Mal den Grundstock der Gemäldesammlung des Städtischen Museums aus dem 19. Jahrhundert. Darunter befinden sich zahlreiche Kunstwerke, die seit Jahrzehnten im Depot verschwunden waren und die nun mit Hilfe großzügiger Sponsoren restauriert werden konnten.

Zu verdanken sind diese frühen Erwerbungen dem Braunschweiger Kunstverein, der in den 1840er-Jahren mit dem Aufbau einer eigenen Gemäldegalerie begann. Nachdem sie durch Schenkungen von Braunschweiger Künstlern und Bürgern bereichert worden war, übergab der Kunstverein seine Sammlung 1868 der Stadt, erweiterte sie jedoch auch in den folgenden Jahren. Die treibende Kraft des Kunstvereins war der Privatgelehrte Carl Schiller,

auf dessen Engagement auch die Gründung des Städtischen Museums 1861 zurückgeht. Er sorgte dafür, dass ab 1854 die ersten Gemäldeankäufe in einer ständigen Ausstellung im Alts Stadtrathaus zu sehen waren.

Die ausgestellten 27 Bilder ermöglichen eine Entdeckungsreise in die Themenvielfalt der Malerei in der Zeit zwischen 1830 und 1870. Der Schwerpunkt der Ausstellung liegt auf Landschaften und Genrebildern. Die Auswahl wird erweitert durch ein Blumenstilleleben, ein Architektur- und ein Tierstück sowie ein Porträt. Vertreten sind die Düsseldorfer Malerschule mit wichtigen Künstlern wie Carl Friedrich Lessing, Johann Wilhelm Schirmer oder Theodor Hildebrandt, die Münchner Schule mit Carl Spitzweg und Heinrich Heine. Hinzu kommen Maler aus Berlin, Hamburg und Braunschweig sowie

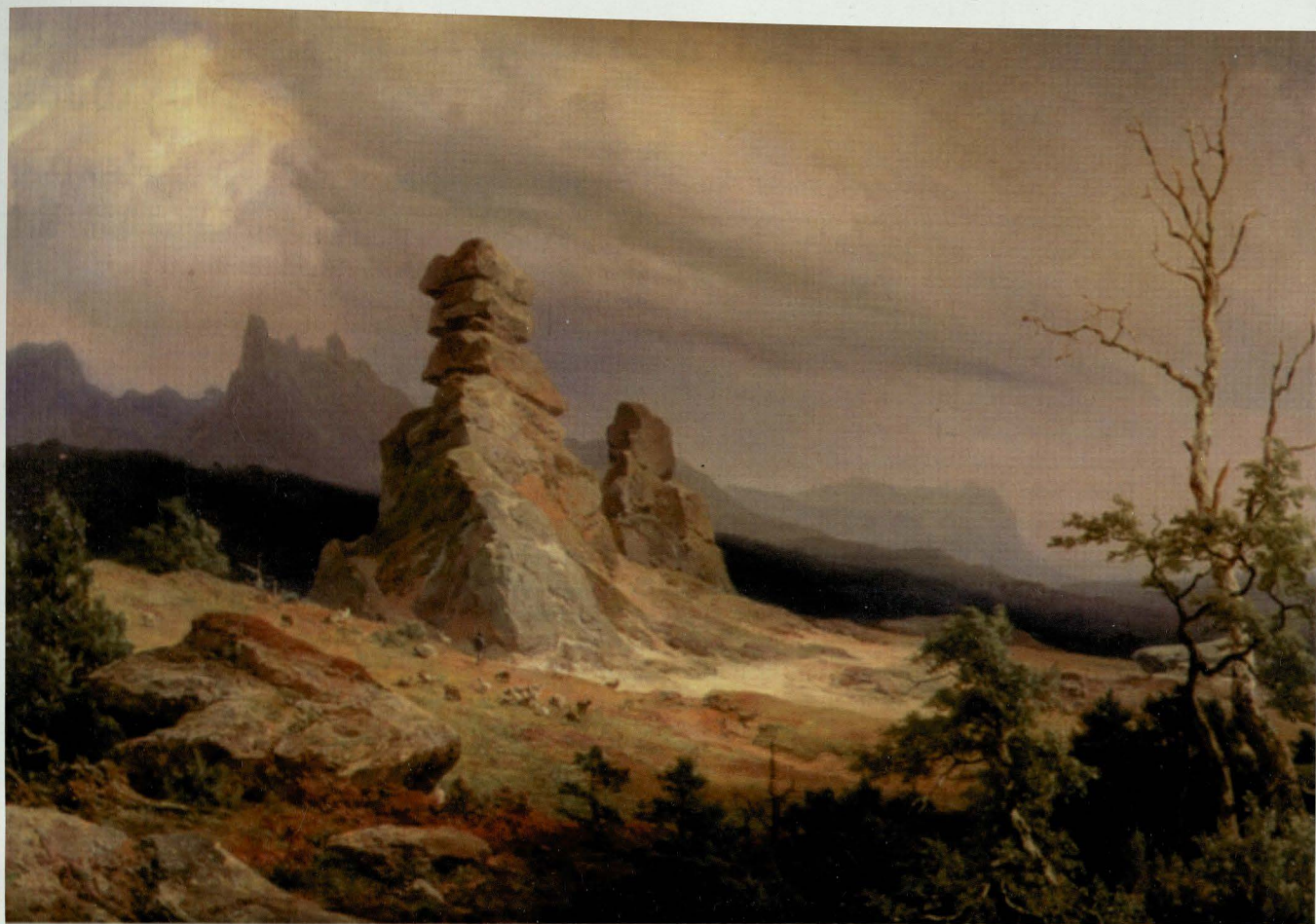


der Belgier Barthélemy Vieillevoye und einer der bedeutendsten österreichischen Maler des 19. Jahrhunderts, Ferdinand Georg Waldmüller. Dessen qualitativvolles Kaiser-Franz-Porträt ist die große Überraschung der Ausstellung, denn erst während der Restaurierung wurden Signatur und Datierung des Künstlers entdeckt.

Nicht alle Erwerbungen waren bewusste Ankäufe des Braunschweiger Kunstvereins, sondern dieser erhielt auch Schenkungen von Künstlern oder Vereinsmitgliedern. Aufgrund finanzieller Probleme konnte der Verein kein konsequentes Sammlungskonzept verfolgen, bemühte sich aber um wichtige Werke herausragender zeitgenössischer Maler.

Zu mehreren Bildern werden Vorstudien – Skizzenbücher, Ölstudien und Druckgrafiken – gezeigt. Dank der Leihgaben aus der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe und dem Herzog Anton Ulrich-Museum Braunschweig kann der Besucher die Entstehungsgeschichte einiger Gemälde nachvollziehen – beispielsweise bei dem „Kampf mit dem Adler“ des Braunschweiger Malers Adolf Nickol, dessen Nachlass auf Herzog Anton Ulrich- und Städtisches Museum verteilt wurde. Erstmals werden seine Skizzenbücher und Ölstudien, mit denen er sein Gemälde vorbereitete, gemeinsam ausgestellt. Eine Zeichnung von C. F. Lessing aus der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe zeigt die erste Idee des Malers zu seiner Harzlandschaft aus dem Jahr 1844.





Die Bilder erzählen Geschichten von Kaisern, Zigeunern, strickenden Wachsoldaten, Mandolinenspielerinnen und ‚Lütticher Mädchen‘; sie zeigen Winter- und Waldlandschaften in Holland, im Harz, in der Eifel, in den Alpen und in der römischen Campagna. Neben Werken berühmter Künstler finden sich auch weniger bekannte Namen, die es (wieder) zu entdecken gilt.

Zur Ausstellung erschien ein 136-seitiger Katalog, in dem jedes Gemälde farbig abgebildet und erläutert ist. Im Anhang wurden auch das erste Gemäldeverzeichnis von Carl Schiller sowie 60 Künstlerbriefe aus dem Archiv des Städtischen Museums erstmals veröffentlicht. Der Ausstellungskatalog erschien im Hain Verlag Weimar und kostet 12,80 Euro.

*Die Ausstellung ist noch bis zum 11. Juni 2006 zu sehen im Städtischen Museum Braunschweig, Am Löwenwall, 38100 Braunschweig. Öffnungszeiten Di. bis So. 10.00 – 17.00 Uhr, der Eintritt ist frei.*

**Abb. linke Seite oben:**

Ferdinand Georg Waldmüller, Porträt von Kaiser Franz I., Öl/Lwd., 1828

**Abb. linke Seite mitte:**

Theodor Hildebrandt, Judith mit dem Haupt des Holofernes, Öl/Lwd., 1844

**Abb. linke Seite unten:**

J. Barthélemy Vieillevoye, Lütticher Mädchen, Öl/Lwd., 1840

**Abb. rechte Seite oben:**

Georg Heinrich Brandes, Teufelsmauer mit heranziehendem Gewitter, Öl/Lwd., um 1867/68

**Abb. rechte Seite unten:**

Carl Spitzweg, Schildwache auf einer Festung, Öl/Lwd., um 1865





# Brot und Messer – Betrachtung zum Brauchtum

Text und Zeichnungen von Rolf Ahlers

Eines unserer Grundnahrungsmittel, das Brot, hat zwar an Bedeutung verloren, es ist jedoch unverzichtbar. Der große Symbolwert – Brot ist ja heute immer erhältlich – wird so manches Mal nicht mehr anerkannt. Von „Brot und Spiele“ der Römer über „Unser täglich Brot gib uns heute“ der Gläubigen bis hin zu „Ein Stückchen Brot“ – einem in Kriegsgefangenschaft verfassten Gedicht – besteht die hohe Bedeutung seit langer Zeit. Heute wird bei Hochzeiten oftmals noch, als altes Brauchtum, „Brot und Salz“ überreicht, mit dem Wunsch, dass es an beidem nie mangle. Mit Brot musste sorgfältig und sparsam umgegangen werden. Dazu wurde der „Brotkorb höher gehängt“, wie ein Sprichwort lautet. Auch wenn um 1850 ein Lehrer seine Kinderschar mahnte: „Schont die Kartoffeln, esst lieber mehr Brot.“

In Notzeiten brachte die fürsorgliche Hausfrau kein frisches Brot auf den Tisch, denn Brot vom Vortag aß sich nicht so schnell weg. Überhaupt, 6-Pfund-Brote (= 3 kg) waren zumindest im ländlichen Bereich die Standardgröße. Längst sind sie aus den Regalen im „Back-Shop“ verschwunden. Und doch. Bei einem Besuch in Rothenburg ob der Tauber, sahen wir große Laibe Brot. Auf Nachfrage erklärte die Verkäuferin bereitwillig, dass es sich um „8-Pfünder“ handele. Mit fallender Hitze werden sie im abkühlenden Ofen ausgebacken. Die Stammkundenschaft verlangt danach. In unserer Region gibt es wohl kaum noch Brotlaibe über 2000 Gramm.

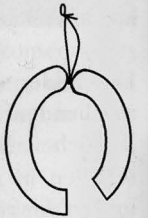
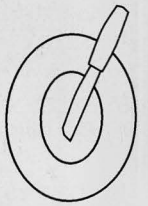
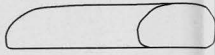
Das Brot kam früher „im Stück“ auf den Tisch, nicht aufgeschnitten. Mutter nahm den neuen Brotlaib in die linke Hand, mit dem Messer (in der rechten Hand) machte sie ein symbolisches Kreuz auf die Unterseite. Dann drückte sie sich das Brot an die Brust und schnitt die Scheiben nach Bedarf ab. Verlangte jemand nach einer halben Scheibe, so schnitt sie nicht etwa eine Scheibe ab und halbierte sie, nein in gekonnter Weise schnitt sie ein „Hack“ ab. Dazu schnitt sie zunächst so, wie um eine Scheibe abzuschneiden, dann änderte sie die Schnittrichtung so, dass das Messer in der Mitte der Anschnittfläche austrat. Das angeschnittene Brot legte sie immer so auf den Tisch, dass die angeschnittene Seite zur Tischmitte zeigte. Damit es – symbolisch – nie alle wurde. Auch musste das Brot immer mit der

Unterseite nach unten liegen. Nie durfte das Brot auf die obere Kruste gelegt werden. Damit das angeschnittene Brot bis zur nächsten Mahlzeit nicht austrocknete, wurde es auf die Schnittfläche gestellt, vorzugsweise in einen Steintopf. Ein darüber gelegtes Tuch diente als weiterer Schutz.

Das Messer musste scharf sein, das Schärfen an einem Wetzstein war dann und wann nötig. Manche Hausfrau schärfte das Messer auch an einer Türschwelle. Der in das Holz eingetretene feinste Sand eignete sich hervorragend als Schleifmittel. Aber auch die Gäste am Tisch hatten ab und zu Bedarf das Messer zu schärfen. Ohne zu fragen nahmen sie den Teller (aus Porzellan oder Steingut) so in die linke Hand, dass die Unterseite nach vorn zeigte. Der Aufstandsring an der Tellerunterseite eignete sich gut zum Schärfen des Messers.

Auf die Scheibe Brot kam Butter fein verstrichen, dazu musste die Butter schön weich sein. „Drücke die Butter nicht in die Poren,“ mahnte Mutter. Sie passte auf, denn ein zu viel an Butter durfte nicht sein. Nach dem Bestreichen wurde die Scheibe halbiert und dann durch Einschnitten in die linke Hälfte, nahe am Rand, das Messer gereinigt. Gab es Mettwurst als Belag, so wurde der Ring unten in der Mitte angeschnitten und zunächst die eine Hälfte verbraucht. Solange war die andere Hälfte „noch zu“, auch ein Gesichtspunkt der Sparsamkeit.

Mitunter war die Kruste (= Rinde) des Brotes sehr hart. Ältere Leute schnitten sie daher ab und aßen das Brot ohne Rinde. Mitunter schnappten sich die größeren Kinder die Rinde und aßen sie auf. Wenn nicht, so wurde die Rinde in kleine Stücke geschnitten und „eingeplockt“, das heißt in Milch oder Kaffee aufgeweicht und dann mit einem Löffel gegessen. Für die kleineren Kinder schnitt Mutter die Rinde mehrmals – bissengerecht – ein. „Kind, iss die Rinde man mit, dann wirst du groß und stark,“ war ein gängiger Hinweis. Oftmals gab es „Klappstücke“, um möglichst wenig Belag zu verbrauchen. Dazu wurde lediglich eine Hälfte der Scheibe Brot belegt, dann durchgeschnitten und beide Hälften aufeinander geklappt. Das Reinigen des Messers geschah auch dann durch Einschnitten nahe am Rand.





# Jahresprogramm für 2006/2007

## Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

### Spaziergänge und Besichtigungen

Do. 11.05.2006, 15.00 Uhr, Führung  
**„Besichtigung des Borwalles in  
Braunschweig-Querum“**

Führung: Bezirksarchäologe Dr. Michael  
Geschwinde und Bezirksheimatpfleger a.D.  
Rolf Siebert

*Treffpunkt: Straße hinter der alten Kirche in  
Querum, 38108 Braunschweig, Buslinien 413  
und 433, Haltestelle Eichhahnweg*

Mi. 21.06.2006, 16.00 Uhr, Führung  
**„Besichtigung des Bürgerparkes  
Braunschweig“**

Führung: Dipl.-Ing. Karl-Friedrich  
Schindler

*Treffpunkt: Freizeit- und Bildungszentrum,  
38100 Braunschweig*

Do. 20.07.2006, 15.00 Uhr, Führung  
**„Besichtigung des Institutes für  
Betriebstechnik und Bauforschung  
der Bundesforschungsanstalt für  
Landwirtschaft“**

Führung: Dipl.-Ing. Agrar. Klaus Walter,  
stellv. Institutsleiter

*Treffpunkt: Haupttor des FAL,  
Buslinien 411 und 461, Haltestelle FAL*

Do. 24.08.2006, 15.00 Uhr, Führung  
**„Dorfundgang durch den Dorfkern  
von Bortfeld“**

Führung: Rolf Ahlers

*Treffpunkt: Bushaltestelle Lange Straße Bortfeld.  
Buslinie 560 ab Europaplatz in BS*

Do. 21.09.2006, 15.30 Uhr, Führung  
**„Besuch des Jüdischen Museums im  
Braunschweigischen Landesmuseum“**

Führung: Dr. Hans-Jürgen Derda.

*Treffpunkt: Braunschweigisches Landesmuseum,  
Ausstellungszentrum Hinter Ägidien, 38100  
Braunschweig*

Do. 19.10.2006, 15.00 Uhr, Führung  
**Besuch der Ausstellung:  
„Hermann Korb und seine Zeit  
– barockes Bauen im Fürstentum  
Wolfenbüttel“**

Führung: Dr. Hans-Henning Grote.  
*Treffpunkt: Schlossmuseum Wolfenbüttel,  
Schlosspark, 38304 Wolfenbüttel,  
Buslinie 420 bis Kornmarkt*

Do. 23.11.2006, 15.00 Uhr, Besichtigung  
**„Besichtigung des Hauses der  
Jüdischen Gemeinde Braunschweig“**

Führung: Die Vorsitzende der Jüdischen  
Gemeinde Frau Renate Wagner-Redding  
*Treffpunkt: Jüdisches Gemeindehaus,  
Steinstraße 4, 38100 Braunschweig*

Mi. 06.12.2006, 16.00 Uhr  
**„Vorweihnachtliche Stunde in der  
St. Magnikirche“**

Andacht und Führung: Pastor Albrecht Fay  
*Treffpunkt: St. Magnikirche in  
38100 Braunschweig, Hinter der Magnikirche*  
Anschließend Kaffeetrinken im Gemeinde-  
haus der Magnigemeinde

Do. 11.01.2007, 15.00 Uhr, Führung  
**Besuch der Ausstellung: „In 64 Tagen  
um die Welt – die ethnographische  
Sammlung von Carlos Götting“**

Führung: Frau Dr. Haase  
*Treffpunkt: Städtisches Museum,  
Am Löwenwall 8, 38100 Braunschweig*

Do. 08.02.2007, 15.00 Uhr, Besichtigung  
**„Besichtigung des Dominikaner-  
Klosters St. Albertus-Magnus in  
Braunschweig“**

Führung: Pater Johannes Witte.  
*Treffpunkt: Kloster Albertus Magnus, Bruckner-  
straße 6, 38106 Braunschweig, Buslinien  
419 Haltestelle Bültzenweg u. 439, Haltestelle  
Brucknerstraße*

### Exkursionen

Sa. 13.05.2006, 9.00 Uhr  
**Ganztagesexkursion nach Ballenstedt**

(Schloss, Schlosspark und Stadtbefestigung)  
Exkursionleitung: Dieter Heitefuß  
*Abfahrt: Stadthalle, 38102 Braunschweig,  
Parkstreifen Leonhardplatz. Tel. 0531/872482  
und Harald Schraepfer Tel 0531/872658*

Am 14. und 15.10.2006 beabsichtigt das  
Braunschweigische Landesmuseum eine  
Exkursion nach Hassenhausen aus Anlass  
der 200-jährigen Wiederkehr der Schlacht  
bei Auerstedt, in der der Herzog Karl-Wil-  
helm Ferdinand schwer verwundet wurde,  
durchzuführen. Einzelheiten werden später  
bekannt gegeben.



### Vorträge

Do. 08.03.2007, 19.00 Uhr, Vortrag  
**„Auf dem Wege zum 100jährigen (2)  
Interessantes und Unvergessenes  
aus der Geschichte des Braun-  
schweigischen Landesvereins für  
Heimatschutz.“**

Vortragender: Ltd. Museumsdirektor  
Dr. h.c. Gerd Biegel.

Anschließend findet die Jahreshauptver-  
sammlung statt.

*Braunschweigisches Landesmuseum,  
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig*

Jeden Donnerstag können auch die üb-  
lichen Vorträge von Herrn Ltd. Muse-  
umsdirektor Dr. h.c. Gerd Biegel M.A.,  
die jeweils um 19.00 Uhr beginnen, von  
den Mitgliedern des Braunschweigischen  
Landesvereins für Heimatschutz besucht  
werden. Die Vortragsthemen sind aus  
der Tagespresse und dem Programm des  
Braunschweigischen Landesmuseums zu  
entnehmen.

*Änderungen bleiben vorbehalten!*

### Braunschweigischer Landes- verein für Heimatschutz e.V.

**1. Vorsitzende:** Britta Edelmann  
M. A., Museen der Stadt Königslutter,  
Vor dem Kaiserdom 3 – 5, 38154 Kö-  
nigslutter, Tel. 05353/918464, Email  
info@museen-koenigslutter.de

**Internet:** www.bs-heimat.de

**Mitgliedsbeitrag** pro Jahr 20,- EUR  
Schüler und Studenten auf Anfrage

**Bankverbindung:**

Nord/LB Braunschweig,  
BLZ 250 500 00, Konto 111 690



# Die nördliche Unterart des Goldregenpfeifers im „Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche“

Text und Foto von Rolf Jürgens

Der Goldregenpfeifer ist etwa so groß wie ein Kiebitz und von typischer Regenpfeifer-Gestalt. Oberseits ist er schwarz und goldgelb gefleckt, von weitem aber wirkt er braun. Im „Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche“ ist die nördliche Rasse des Goldregenpfeifers im Pracht- und Brutkleid selten zu beobachten.

2002 hatte ich jedoch das Glück, 30 Exemplare dieser Goldregenpfeifer im Wasservogelreservat anzutreffen. Ein anderes Mal konnte ich sogar 50 rastende Goldregenpfeifer auf den Schlamm- und Grasflächen des Teichgebietes zählen.

Eine ganz besondere Beobachtung konnte ich Mitte April 2003 machen. Über 300 dieser Goldregenpfeifer rasteten mehrere Tage lang auf den für den Artenschutz bedeutenden Brache- und Sumpfbracheflächen zwischen Warle und Barnstorf. Deutlich konnte man die zarten flötenden Rufe hören.

Auf dem Durchzug und in den Überwinterungsgebieten ist der Goldregenpfeifer auf feuchten und auch trockenen Wiesen oder aber auch auf Feldern anzutreffen.

Gelegentlich bleiben Goldregenpfeifer in unseren Gebieten bis zum Schnee- und Frosteinbruch. Während der Zugzeiten kann man sie auch manchmal in großer Anzahl zwischen rastenden Kiebitzen ausmachen.

Der nördliche Goldregenpfeifer brütet in Skandinavien und auf Island in den Tundren auf Hoch- und Torfmooren sowie auch auf Fjälls in mit kurzem Pflanzenwuchs bedeckten Gebieten.

Die im Teichgebiet und auf den Bracheflächen zwischen Warle und Barnstorf beobachtete nördliche Unterart kommt als Brutvogel in Skandinavien, auf Island und den Färöern sowie im nördlichen Russland vor. Die bei uns anzutreffenden Goldregenpfeifer sind

nur während des Zuges im Frühjahr und Herbst zu beobachten.

Die südliche Rasse des Goldregenpfeifers brütet vereinzelt noch in den Niederlanden und in Niedersachsen.

Außerdem brütet die südliche Rasse in Dänemark, in Norwegen und in Schweden auf den Inseln Öland und Gotland.

Durch die Lebensraumzerstörungen in Natur und Landschaft ist der Goldregenpfeifer in Deutschland an den Rand des Aussterbens gebracht worden.

Auch in Niedersachsen ist der Brutbestand drastisch zurückgegangen, es brüten nur noch wenige Paare.

Goldregenpfeifer überwintern in Spanien und Portugal und rundum das Mittelmeer, wo sie sich in großen Ansammlungen zusammenfinden.







# Braunschweigische Heimat



Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

92. Jahrgang, Ausgabe 2/2006



## Aus dem Inhalt:

Die Weidenkirche in Wendeburg

UB Braunschweig

Der Eiszeitgarten im St  
Schloss Salder in Salzgi

GG 7 M7

Käthe Buchler, Autochrome von 1913 bis 1930

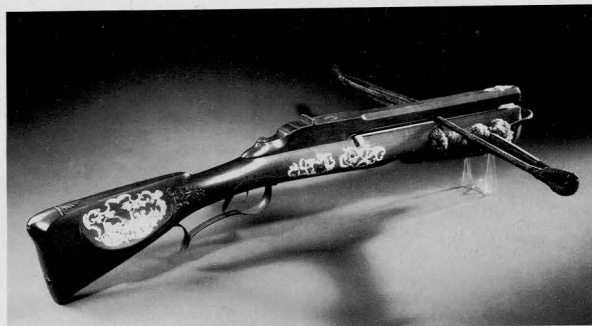


# Jagd und Jäger in der Heide

## Eine Ausstellung im Bomann-Museum Celle

Von der fürstlichen Jagd der letzten Celler Herzöge Christian Ludwig und Georg Wilhelm in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über die großen Könige Georg I. und Georg II. bis hin zum vollständigen Wandel des Jagdsystems und der Jagdmethoden um die Mitte des 19. Jahrhunderts und einem Ausblick bis in die Gegenwart. Eine Vielzahl von aussagekräftigen, speziell für diese Ausstellung zusammengestellten Exponaten ermöglicht tiefe und vielfältige Einblicke in die einzelnen Entwicklungsphasen der Jagd.

„Jagd in der Lüneburger Heide“ –  
die Ausstellung im Bomann-Museum Celle  
ist noch bis zum 21. Januar 2007 zu sehen.



### Abbildungen Titelseite:

**oben:**  
Käthe Buchler (Seite 32)

**mitte:**  
Die Weidenkirche in  
Wendeburg (Seite 4)

**unten links:**  
Der Eiszeitgarten in Salzgitter  
(Seite 24)

**unten rechts:**  
Ausstellung im Altstadtrathaus  
Braunschweig (Seite 28)

4	<b>Die Weidenkirche zu Wendeburg</b> <i>Von Otto Pfingsten</i>	Eine gewachsene Kirche
7	<b>Werlaburgdorf – Ein frühmittelalterliches Gräberfeld im Nordharzvorland</b> <i>Von Michael Geschwinde, Silke Grefen-Peters und Martin Oppermann.</i>	Die archäologische Untersuchung einer Bestattungsstelle
10	<b>Bunker in Braunschweig</b> <i>Von Dr. Erika Eschebach</i>	Von der Planung bis zu Gegenwart
14	<b>Der Erhalt der plattdeutschen Sprache</b> <i>Von Rolf Ahlers</i>	Up wecke Weise erhole wi üisch use plattdütsche Sprake?
18	<b>Salzgittersche Postanmerkungen</b> <i>Von Reinhard Försterling</i>	Aus der Geschichte der Post
21	<b>Dä Plattfaut – Das Hörbuch</b>	Plattdeutsche Sprache zum Hören
22	<b>Eine Kindheitserinnerung an die Flucht aus Ostpreußen</b> <i>Von Klaus Herrmann</i>	Die Geschichte der Margarete Brennecke
24	<b>Der Eiszeitgarten in Salzgitter</b> <i>Von Christine-Kellner-Deppner</i>	Umwelt-Lernort zu historisch-ökologischen Fragen
26	<b>Geschäftsbericht der Bäckerinnung Braunschweig</b> <i>Von Rolf Ahlers</i>	Für die Zeit des Ersten Weltkrieges
28	<b>Braunschweig die moderne Großstadt (1945 – 2005)</b> <i>Von Dr. Erika Eschebach</i>	Eine Ausstellung im Braunschweiger Altstadtrathaus
30	<b>Mit etwas Glück Seeadler-Beobachtung</b> <i>Von Rolf Jürgens</i>	Der Seeadler an den Schöppenstedter Teichen
32	<b>Käthe Buchler – Autochrome 1913 – 1930</b> <i>Von Franziska Schmidt</i>	Die Welt in Farbe

### Rubriken

Termine	31
Neue Bücher	12, 17, 21, 22, 32
Impressum	31



## Liebe Mitglieder!

Die Adventszeit 2006 hat begonnen und das Weihnachtsfest ist auch nicht mehr fern. Deshalb möchte ich allen Vereinsmitgliedern und ihren Familien, die ich nicht bei unserer Vorweihnachtlichen Stunde am 6. Dezember 2006 in der St. Magnikirche getroffen habe, auch im Namen meiner Frau eine schöne und geruhliche Adventszeit, ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gesundes und erfolgreiches Neues Jahr 2007 wünschen.

In diesem Jahr hat der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz eine schöne Exkursion in den Ostharz unter der Leitung von Herrn Dieter Heitefuß und mir durchgeführt. Es haben auch sehr schöne Besichtigungen, Spaziergänge und Vorträge stattgefunden. Ich glaube, die Veranstaltungen haben Ihnen allen gefallen.

Das Heft 2/2006 der Braunschweigischen Heimat erreicht Sie noch vor Weihnachten und möge Ihnen in der Weihnachtszeit etwas Freude bereiten. Ich möchte Sie alle bitten, im nächsten Jahr möglichst viele Beiträge für die Braunschweigische Heimat an die Redaktion zu senden, weil sie nur so eine lebendige Vereinszeitschrift sein kann. Ich möchte hier einmal Herrn Uwe Krebs vom Appelhaus Verlag für seine stete Hilfe bei der Herausgabe der Braunschweigischen Heimat sehr herzlich danken.

In diesem Heft finden Sie auch die Veranstaltungen des ersten Quartals 2007. In der Mitgliederversammlung im März 2007 wird Ihnen dann sicherlich auch wieder ein interessantes Programm für das Jahr 2007/2008 vorgestellt werden.

Im Jahr 2008 besteht der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz 100 Jahre. Anregungen von Seiten der Mitglieder für die Ausgestaltung dieses Jubiläums werden für den Vorstand sicherlich hilfreich sein.


Ich wünsche Ihnen auch im Namen aller Vorstandsmitglieder nochmals eine frohe und gute Zeit und hoffe, dass wir uns im Jahr 2007 recht häufig bei Veranstaltungen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz wiedersehen.

Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

*Harald Schraepler*

Ehrenvorsitzender.



*Foto von Uwe Krebs*



*Text von Pfarrer Otto Pfingsten, Fotos von Uwe Krebs*

# Die Weidenkirche zu Wendeburg





Nur etwa 400 m entfernt von der aus dem Mittelalter stammenden Dorfkirche St. Marien ist in diesem Jahr in Wendeburg eine neue Kirche „gewachsen“: eine Weidenkirche.

Im Nachhinein ist es oft schwer zu sagen, wer eigentlich die erste Idee für ein neues Projekt hatte. In unserem Fall war es wohl Rosemarie Gemba, die Frau des Ld. Peiner Kreisbaudirektors. Sie kannte den Schweizer Architekten Prof. Marcel Kalberer, der in Rostock vor ein paar Jahren zur Bundesgartenschau mit einer ähnlichen Kirche Aufsehen erregt hatte. Im Zusammenhang mit den Planungen für die Wendeburger Autobahnkirche „Christophorus“, die im Jahr 2005 die Autofahrer zu Rast und Gebet geladen hatte, hatte sie deshalb das Stichwort „Weidenkirche“ in die Diskussion eingebracht. Bei der Autobahnkirche wurde ihr Votum aber nicht berücksichtigt.

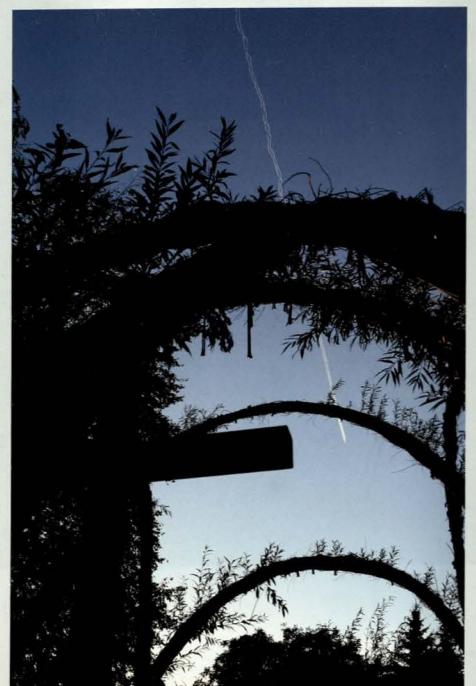
Erst, als im Herbst 2005 die Autobahnkirche wieder abgebaut werden musste – die nur leihweise überlassenen Gerüste wurden in Finnland benötigt – erinnerte man sich im Pfarrhaus bzw. im Kirchenvorstand von Wendeburg an jenes Votum. Aus der Idee wurde bald ein Traum – ein Traum von einer Kirche, den viele mitträumen konnten:

- einer Kirche, die offen ist für alle Menschen und auch für den Himmel Gottes
- einer Kirche, die keine Wände und Mauern besitzt, keine Türen und schon gar keine Schlösser
- einer Kirche, die niemanden aussperrt, in der Vögel singen und Kinder spielen können
- einer Kirche, in der etwas zu spüren ist vom Licht Gottes und der Freiheit des Paradieses.

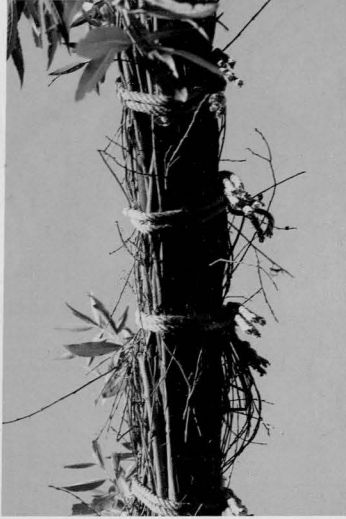
Es gelang uns, schon im Januar 2006 Marcel Kalberer nach Wendeburg zu holen. In seinem Vortrag strahlte Herr Kalberer offensichtlich nicht nur in überzeugender Weise Kompetenz und Wissen aus, sondern vor allem Zuversicht und viel Mut.

So wurde noch an jenem Abend ein „Freundeskreis Weidenkirche“ gegründet, der bald darauf seine aktive Arbeit aufnehmen konnte: in den Monaten Februar und März wurden rund 100 Kopfweiden in Wendeburg und Umgebung beschnitten und die Ruten beim Pfarrhaus deponiert.

Die eigentliche Arbeit begann an den Wochenenden nach Ostern. Die über 1.000 Weidenruten wurden bearbeitet und zu Bögen gebunden – über 1,3 km Hanfseil wurden dabei verbraucht. Anschließend wurden diese Bögen etwa 80 cm tief in das Erdreich versenkt und stabilisiert. Oft schon an den Freitagen, sonst aber jeden Samstag waren im Mai jeweils rund 30 Freiwillige auf der Baustelle. Für das leibliche Wohl in den Pausen wurde von Frauengruppen der Gemeinde gesorgt.







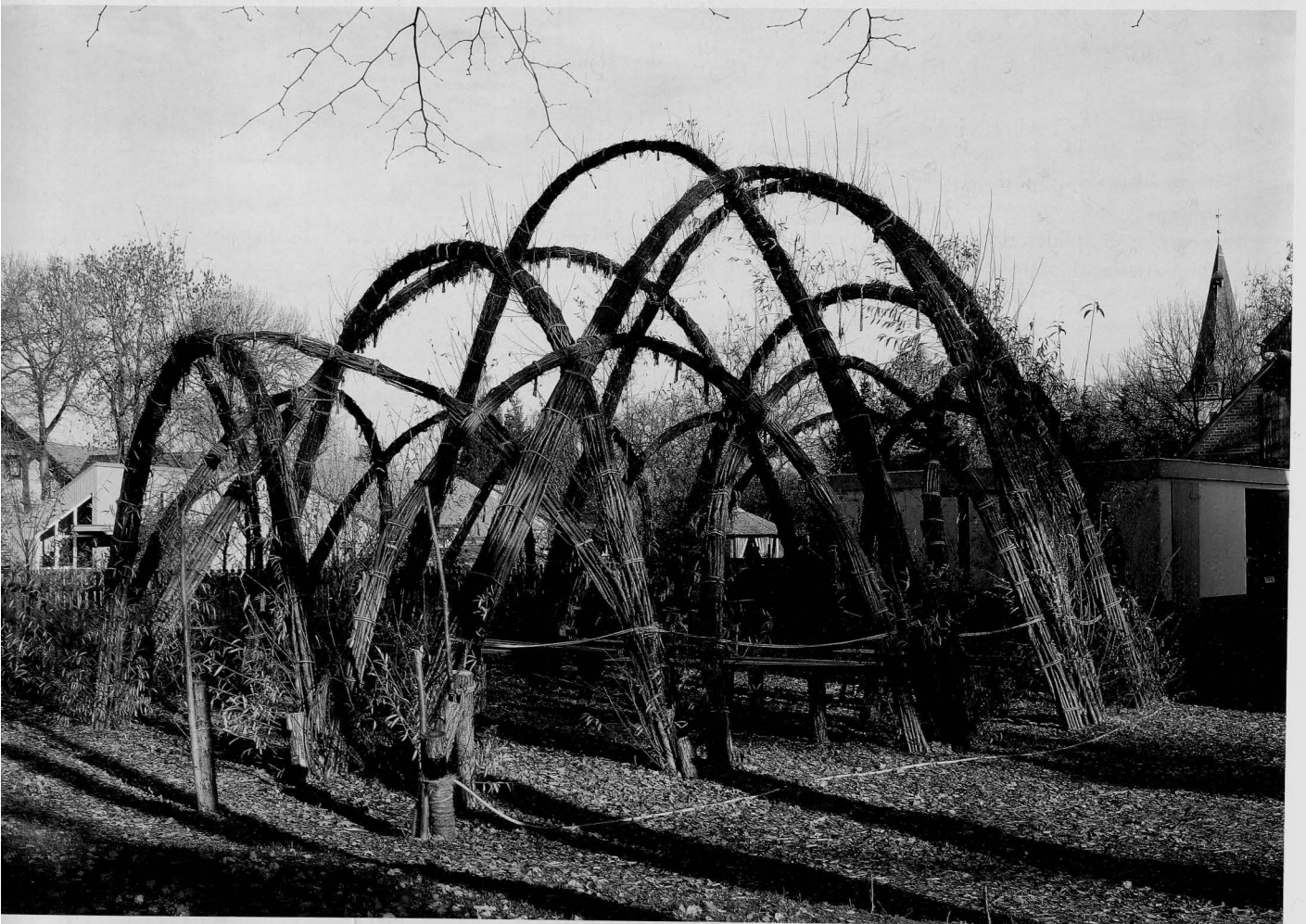
Ende Mai waren alle Bögen gesetzt, ein Dränagesystem zur Wässerung der Ruten angelegt und der aus Harzer Eichenstämmen erbaute Altar geliefert.

Am Pfingstmontag, den 05. Juni 2006 konnte Oberlandeskirchenrat Peter Kollmar die erste Weidenkirche Niedersachsens als ein ökumenisches Gotteshaus feierlich einweihen.

Seit jenen Juni-Tagen ist nun bereits wieder viel Wasser unsere Aue hinabgeflossen; die Kirche hat ihr Aussehen gewandelt. Die zunächst ganz braunen Weidenruten haben ausgeschlagen und grünen – die Kirche lebt. Viele Gottesdienste und Andachten fanden im Sommer in der Kirche statt, etliche Kinder wurden dort getauft und ein Hochzeitspaar eingesegnet. Die Wendeburger sind zu Recht stolz auf ihr neues Gotteshaus und zeigen es gern den vielen Gästen; einen offiziellen Besuch hat inzwischen u.a. auch Frau Justizministerin Elisabeth Heister-Neumann dieser Weidenkirche abgestattet.

Die finanziellen Kosten für die Kirche waren relativ gering. Dankbar sind wir in diesem Zusammenhang der Stiftung „Braunschweiger Kulturbesitz“, die mit 5.000,00 € diesen „Bau“ unterstützt hat. (Baurechtlich gesehen handelt es sich eigentlich bei dieser Kirche nicht um ein Gebäude, sondern um eine Pflanzung; es war deshalb auch kein Bauantrag nötig.) Gekostet hat diese Weidenkirche aber viel Phantasie, Kreativität, Mut und Tatkraft.

Es ist zu hoffen, dass die Wendeburger hiervon auch in Zukunft viel besitzen – ihre lebende Kirche braucht dies.





# Werlaburgdorf – Ein frühmittelalterliches Gräberfeld im Nordharzvorland

Text von Michael Geschwinde, Silke Grefen-Peters und Martin Oppermann

Frühmittelalterliche Körpergräberfelder sind im Nordharzvorland nur sehr selten vollständig archäologisch untersucht worden (RÖTTING 1983). Oftmals waren es einzelne oder wenige West-Ost-ausgerichtete Körperbestattungen mit charakteristischen Beigaben wie Fibeln oder Eisenmessern, die die Lage der alten Gräberfelder überlieferten. Eines der typischen Merkmale ist ihre Lage an Hängen oder auf Kuppen außerhalb sowohl der damaligen wie zumeist auch der heutigen Ortschaften. Sie setzen, soweit es sich anhand bisheriger archäologischer und historischer Untersuchungen beurteilen lässt, in der Mitte des 8. Jhs. ein, zugleich mit der offenbar nicht immer freiwilligen Übernahme des Christentums durch die ansässige Bevölkerung und wurden bis in das 10., teilweise vielleicht sogar bis in das beginnende 11. Jh. genutzt, als mit der Errichtung der Kirchen in den Dörfern auch die Friedhöfe dorthin verlegt wurden.

In zwei Fällen ist es vor einigen Jahren gelungen, derartige frühmittelalterliche Gräberfelder hinreichend aussagekräftig zu erforschen: In Wehrstedt bei Halberstadt konnte etwa die Hälfte des dortigen Gräberfeldes erfasst werden. Seinen ältesten Horizont bildeten Nord-Süd-orientierte Gräber, während

die Hauptbelegung mit O-W-Bestattungen in das 8. und frühe 9. Jh. gestellt wird (SIEBRECHT 1974, 1975).

Insgesamt 61 Bestattungen umfasste das Gräberfeld am Ammerbeek nördlich von Remlingen im Ldkr. Wolfenbüttel. Hier handelte es sich fast ausschließlich um West-Ost-orientierte Gräber (RÖTTING 1985).

In jüngster Zeit konnte am Südhang des Spielberges bei Remlingen ein weiteres frühmittelalterliches Gräberfeld lokalisiert werden. Warum der Ort Remlingen gleich zwei Gräberfelder besaß, das am Spielberg und das am Ammerbeek, ist eine derzeit noch ungeklärte Frage. Die für die nächsten Jahre geplante vollständige archäologische Erschließung des Gräberfeldes auf dem Spielberg wird vielleicht eine Antwort auf diese Frage liefern können. Bislang sind dort von der Bezirksarchäologie Braunschweig 55 Bestattungen dokumentiert worden.

In Werlaburgdorf, ebenfalls im Ldkr. Wolfenbüttel gelegen, ist es im Jahr 2005 gelungen, ein größeres frühmittelalterliches Gräberfeld unserer Region erstmals vollständig zu erfassen. Im Neubaugebiet „An der Landwehr“

an einem Südhang oberhalb des Ortes wurden insgesamt 234 Gräber dokumentiert und geborgen (Abb. 1). Die Bereitstellung von Sondermitteln durch das Ministerium für Wissenschaft und Kultur ermöglichte die schnelle und genaue Erfassung der Bestattungen.

Gräberfelder stellen für die Rekonstruktion der Lebensverhältnisse einer geschichtlichen Bevölkerung die wohl aussagekräftigste Quelle überhaupt dar: Angefangen bei ihrer demografischen Zusammensetzung, über den Gesundheitszustand der Verstorbenen, deren Ernährung, der Rekonstruktion von Familiengruppen bis hin zur Analyse sozialer Unterschiede sind Gräberfelder eine sehr vielseitige historische Quelle. Grundvoraussetzung hierfür ist allerdings, dass das Gräberfeld möglichst vollständig oder zumindest statistisch repräsentativ erforscht ist, eine Bedingung, die auf das Gräberfeld bei Werlaburgdorf zutrifft.

Für die demografische Befundauswertung des Werlaburgdorfer Gräberfeldes liegen 236 Skelettindividuen aus 234 Gräbern vor. Nach der Verteilung der Toten auf die einzelnen Altersgruppen kann die demografische Repräsentanz der Serie bestätigt werden. Auch Neugeborene wurden auf dem Friedhof bestattet, 44 % der Bestatteten hatten das Erwachsenenalter nicht erreicht. Die Lebenserwartung zum Zeitpunkt der Geburt betrug durchschnittlich 29 Jahre, wobei die der Männer mit 30,9 Jahren geringfügig höher war als die der Frauen mit 29,0 Jahren.

Bei der Interpretation der demografischen Befunde ist als Besonderheit die hohe Sterberate junger Frauen direkt zu Anfang ihrer reproduktiven Phase bemerkenswert. Die festgestellte geringe Kindersterblichkeit von 33 % (< 14 Jahre) könnte aus diesem Mangel an jungen Frauen zwischen dem 15. und 30. Lebensjahr resultieren, vielleicht auch in Kombination mit einem höheren Geburtenabstand von zwei, vielleicht auch drei Jahren.



Abb. 1: Von der Bezirksarchäologie wurden auf der Grabungsfläche insgesamt 234 Gräber dokumentiert und geborgen.





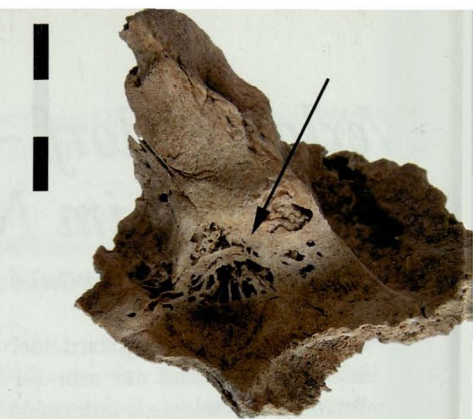
**Abb. 3:** Etwa 15 % der Bestattungen zeigen Spuren einer gezielten Beraubung. Der anatomische Verband des Skelettes aus Grab 43 weist im Bereich des linken Oberkörpers eine entsprechende Störung auf.

Die durchschnittliche Körperhöhe von 170 cm bei den Männern und 159 cm bei den Frauen weist keine auffallenden Unterschiede zu zeitgleichen Skelettserien auf. Die Mehrzahl der Skelette zeigt gut muskularisierte Langknochen ohne auffällige Disproportionen. Durch ihren kräftigen, derb modellierten Körperbau mit einer unterdurchschnittlichen Körperhöhe grenzt sich im Süd-Westen des Gräberfeldes eine Gruppe um das Grab 22 herum von den übrigen Skeletten der Serie ab.

Den pathologischen Befunden nach litten die Bewohner von Werlaburgdorf in hohem Maße unter Mangelkrankungen und anämischen Zuständen als Folge von periodischen Nahrungsengpässen und Infektionskrankheiten. Eine damit verbundene Infektanfälligkeit kommt durch die beobachtete hohe Frequenz chronischer Mittelohrentzündungen (Abb. 2) und Reizungen der Hirnhäute zum Ausdruck. Generell müssen die damaligen Lebensbedingungen als eher ungünstig bezeichnet werden.

Durch das Vorliegen anatomischer Varianten lassen sich mögliche verwandtschaftliche Beziehungen einzelner Individuen vermuten. Solch eine familiäre Beziehung zwischen den im Nordteil des Gräberfeldes bestatteten Kindern aus den Gräbern 153A, 153B und 131 erscheint wahrscheinlich. Auch innerhalb der beiden im südlichen Teil des Gräberfeldes lokalisierten Gruppen sind familiäre Zusammenhänge anzunehmen.

Anhand der sterblichen Überreste einer komplett erfassten Bevölkerung lässt sich die Anzahl der damals gleichzeitig lebenden Menschen berechnen. Dafür müssen allerdings Beginn und Ende der Gräberfeld-Belegung bekannt sein. Dieser Beginn ergibt sich im Fall Werlaburgdorf aus der historischen Überlieferung der endgültigen Christianisierung der Region um das Jahr 780 mit der Zwangstaufe durch Karl den Großen beim nahegelegenen Ort Ohrum. Wesentlich schwerer fällt es, das Ende der Belegung zu greifen. Auf jeden Fall wurden die Gräberfelder außerhalb der Dörfer mit der Errichtung der Kirchen und der Kirchhöfe aufgegeben. Dies fällt in der Region zumeist in die Jahrzehnte um das Jahr 1000,



**Abb. 2:** Spezifische Knochenveränderungen und Perforationen der Schläfenbeinschuppen sind für den Osteologen als Spuren einer Mittelohrentzündung zu deuten. Maßstab in cm. Foto: Silke Grefen-Peters

als die Pfarrorganisation offenbar ihre volle Ausprägung erfuhr. In Werlaburgdorf stoßen wir jedoch auf das Problem der sehr späten Ersterwähnung der Dorfkirche im Jahre 1174. In der Unsicherheit, ein sicher bezugtes Datum benennen zu können, stellt die Annahme des Belegungs-Endes um 950 herum nur einen ersten Notbehelf dar. Die Belegungsdauer hätte dann etwas weniger als 200 Jahre betragen.

Dieser Annahme folgend können wir einen Wert von 36 gleichzeitig lebenden Personen ermitteln. Legt man weiter zugrunde, dass eine mittelalterliche Hofbevölkerung mit fünf bis sechs gleichzeitig lebenden Personen angenommen werden kann<sup>1</sup>, dann wurde das Gräberfeld für einen Weiler mit fünf bis sechs Höfen angelegt. Tatsächlich passt die Annahme eines Weilers dieser Größe gut zu unserem modellhaften Bild der frühmittelalterlichen Besiedlung in der Region.

In Werlaburgdorf zeigten um die 14 % der Bestattungen die Spuren von Beraubungen. Dabei ist gezielt nur der Teil des Grabes gestört worden, in dem mit bestimmten Beigaben gerechnet wurde. Bei Männern handelt es sich dabei zumeist um den linken Becken- und Unterarmbereich, wo in der Regel ein Eisenmesser lag (Abb. 3), bei Frauen ist es der Hals- und Brustbereich, wo nach Fibeln und Perlen gesucht worden war.

Herausragende Beigaben fanden sich in Werlaburgdorf in Form von Fibeln. Sie stammen aus Frauengräbern und

<sup>1</sup> Jäger 1987, 132 geht von einem statistisch ermittelten Wert von 6,6 gleichzeitig lebenden Personen pro Hofeinheit aus.



wurden dort im Brustbereich gefunden, wo sie als Verschluss eines mantelartigen Gewandes, der „Palla“, getragen wurden. In Grab 26 fand sich eine kleine Bronzefibel in Gestalt eines nach rechts blickenden Vogels, der ein Kreuz auf seinem Rücken trägt (Abb. 4). Es handelt sich vom Motiv her um das Gegenstück zu einer sog. Taubenfibel aus einem Grabfund am Osnabrücker Dom (Schlüter und Zehm, 1993; Schnackenburg, 1995). Der dort ermittelte Datierungsansatz der 1. H. des 9. Jhs. kann auch für das Werlaburgdorfer Exemplar übernommen werden. Unverkennbar ist die christliche Symbolik, wobei die Taube häufig in Zusammenhang mit dem Heiligen Geist gesehen wird.

Eiserne Messer sind eine typische Beigabe in den Bestattungen der Männer. Daneben gibt es ein weiteres Objekt, das in drei Männergräbern auftrat und im Verdacht steht, ein Macht- und oder Statussymbol zu sein. Es handelt sich um Eisendornen, die jeweils mit einer über den oberen Teil des Dornes geschobenen Zwinge kombiniert sind. Alle drei Eisendorne lagen neben dem jeweils rechten Fuß des Toten. Es ist offensichtlich, dass es sich dabei um Endbeschläge vergangener Holzstäbe handelt.

Derartige Holzstäbe mit eisenbeschlagenen Enden sind in den großen Gräberfeldern der norddeutschen Tiefebene gar nicht selten. In Ketzendorf im Ldkr. Stade enthielten immerhin 10 von 553 ausgegrabenen Gräbern derartige Spitzen (AHRENS 1975). Über ihre Deutung entfachte sich früh schon eine Diskussion: Zunächst dachte man an Waffen im weitesten Sinne (Wegewitz 1968, 83), andererseits schlug man eine Deutung als Gehhilfe vor (Siebrecht 1974, 1975) oder aber eine als Würdezeichen eines Dorfvorstehers (Ahrens 1975). Tatsächlich sind Amtsstäbe auf Zeichnungen in zeitgenössischen Handschriften dargestellt, z.B. dem Stuttgarter Bilderpsalter. In Werlaburgdorf sprechen die anthropologischen Befunde dafür, dass die Träger der Stäbe einzelnen Familiengruppen zugeordnet werden können. Dies stellt ein weiteres Indiz dafür dar, dass es sich bei den Stäben tatsächlich um Würdezeichen dörflicher Würdenträger gehandelt haben könnte. Zu bedenken ist auch, dass ein Stab im Mittelalter ein Zeichen verliehener, personenbezogener Macht sein konnte, das den damit Ausgezeichneten auch deswegen in das Grab begleitet werden musste, damit es von keinem Späteren usurpiert werden konnte. Der regelmäßig in das Grab

mitgegebene Abts- wie ebenso der Bischofsstab bieten sich insofern als Parallele an.

Somit wird das Gräberfeld von Werlaburgdorf zu einer wichtigen Quelle für die Sozial- und Kulturgeschichte des frühen Mittelalters in der Kernlandschaft der ottonischen Herrschaft. Zur Zeit wird von einer interdisziplinären Arbeitsgruppe eine umfangreiche Befunddarstellung und -interpretation erarbeitet, an der neben den Autoren auch Dr. M. Blaich, LD Halle und Dr. Ulrich Dirks, BLDAM, Wünsdorf beteiligt sind.

#### Literatur:

Claus Ahrens, Sogenannte „Lanzenschuhe“ in spätsächsischen Gräberfeldern. *Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte* 44, 1975, 361-366.

Rudolf Bergmann, Karolingisch-ottonische Fibeln in Westfalen. In: Christoph Stiegemann und Matthias Wemhoff, 799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Mainz 1999, 438-444.

Elke Frobese, Sachsen im frühen Mittelalter. – Braunschweigische Heimat, Jg. 92. Heft 1/2006, Wolfenbüttel 2006, 12-21.

Martin Oppermann, Von Heiden und Christen. Die frühmittelalterlichen Gräberfelder bei Remlingen. In: M. Fansa et al., ArchäologieLandNiedersachsen. Oldenburg 2004, 326-329.

Hartmut Rötting, Neue archäologische Quellen zur Frühmittelalterforschung im nördlichen Harzvorland. In: Naturschutz und Denkmalpflege im Braunschweiger Land. Festschrift zum 75jährigen Bestehen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz. Braunschweig 1983, 51-77.

Hartmut Rötting, „Nicht zu den Grabhügeln der Heiden...“. Christlich geprägte Grabhügel im Braunschweiger Land. In: K. Wihelmi (Hrsg.) Ausgrabungen in Niedersachsen. Archäologische Denkmalpflege 1979-1984, 1985, 283-286.

Adolf Siebrecht, Nadelbüchsen und Lanzenschuhe aus einem frühmittelalterlichen Gräberfeld von Halberstadt-Ost. *Archäologische Berichte und Informationen* 19, 1974, 1, 29-34.

Adolf Siebrecht, Ein frühmittelalterliches Gräberfeld von Halberstadt-Ost (Wehrstedt). *Vorläufige Ergebnisse einer noch nicht abgeschlossenen Grabung*. *Nordharzer Jahrbuch* 5, 1975, 25-78.

Wulf Thieme, Ausgewählte Metallbeigaben aus dem Gräberfeld von Ketzendorf, Kr. Stade. *Hammaburg* 5, 1978/80, 65-89.

#### Abbildungsnachweis:

Soweit nicht anders vermerkt Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Stützpunkt Braunschweig, Bezirksarchäologie.

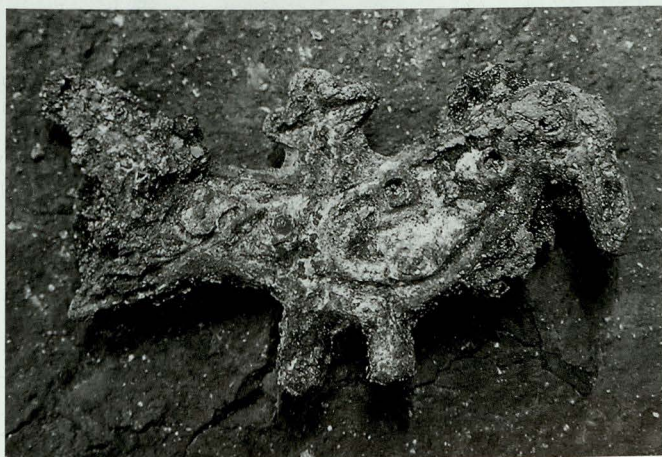


Abb. 4: In Grab 26 fand sich eine kleine Bronzefibel in Gestalt eines Vogels.



Text von Dr. Erika Eschebach

# Bunker in Braunschweig

## von der Planung bis zur Gegenwart

*„Der Bunker erhielt einmal einen Treffer, einen Bombeneinschlag am Fundament der Südseite des Bunkers. Wir hatten das Gefühl, dass der Bunker schwankte – dabei mussten wir uns auf der oberen Reihe der Betten richtig festhalten. Eine Panik brach aber nicht aus, weil wir uns sicher fühlten. Neben der Bunkerwand war ein Trichter von ca. 4 m Durchmesser entstanden.“*

*(B. M., der als Schüler bei Luftalarmen des Zweiten Weltkrieges den Bunker Alte Knochenhauerstraße/Steinstraße aufsuchte, 2003).*

*„... jetzt mussten wir ins Dunkle ziehen, wo tagsüber nur Leuchtröhren Licht verbreiteten. Das war eine ganz schöne Umstellung, und bis heute ist bei mir der Drang nach Draußen, ins Helle, geblieben.“*

*(J. B., der als achtjähriges Kind einer schlesischen Vertriebenenfamilie 1950 in den Bunker Alte Knochenhauerstraße/Steinstraße einzog, 2004).*

Vom 13. Oktober 2004 bis 16. Januar 2005 wurde im Braunschweiger Altstadtrathaus die Ausstellung „ÜberLebensorte – Bunker in Braunschweig 1940 – 2004“ gezeigt. Das Städtische Museum präsentierte diese Ausstellung anlässlich des 60. Jahrestages der Zerstörung Braunschweigs im Zweiten Weltkrieg am 14./15. Oktober 1944. Mit ihr sollte nicht nur der Zerstörung Braunschweigs gedacht werden, sondern auch des Wiederauflebens nach dem Kriege und einen Bogen schlagen bis in unsere heutige Zeit. Dafür boten die Bunker einen guten Anknüpfungspunkt, denn sie waren im Kriege gebaut worden zum Schutze der Zivilbevölkerung als Überlebensorte, dienten in der Nachkriegszeit als Lebensorte verschiedenster Art, sei es Notquartier, Hotel, Bar oder Kino; heute sind sie entweder wieder dem Katastrophenschutz zugeordnet, als Wohn- und Geschäftshäuser umgebaut oder sie stehen mehr oder weniger ungenutzt zum Verkauf.

Der Wandel, der in den letzten 60 Jahren stattgefunden hat, lässt sich selbstverständlich nicht nur an den Bunkern ablesen; aber sie sind ein besonders gutes Beispiel, denn was er-

innert sonst in unserer Stadt noch an den Zweiten Weltkrieg? Die Innenstadt ist wieder aufgebaut worden, die Wunden des Krieges sind kaum noch sichtbar, vor allem für diejenigen, die Braunschweig vor dem Zweiten Weltkrieg nicht gekannt haben. Es gibt Gedenkstätten wie die Gedenkstätte für das KZ-Außenlager Schillstraße oder den Friedhof Hochstraße, doch ist dort von der ursprünglichen Situation kaum etwas erhalten.

Auch viele Bunker sind nicht mehr auf den ersten Blick erkennbar, aber es gibt noch einige, wo sofort klar wird, zu welchem Zwecke sie gebaut wurden.

Zu welchem Zwecke sind sie denn errichtet worden? Der Zweite Weltkrieg – vom Deutschen Reich am 1. September 1939 mit dem Angriff auf Polen begonnen – unterschied sich vom Ersten Weltkrieg auch dahingehend, dass nun die Zivilbevölkerung in Europa zum strategischen Angriffsobjekt der Kriegsgegner wurde. Deutsche Luftangriffe auf Guernica, London, Coventry, Warschau und Rotterdam wurden beantwortet mit Luftangriffen der englischen und amerikanischen Bomber, die im Zuge des fortlaufenden Krieges ca. 160 deutsche Städte zerstörten, was ca. 1/2 Million Menschen das Leben kostete.

Als im Frühjahr/Sommer 1940 mit den Angriffen der Royal Air Force auf deutsche Städte, u. a. auch auf die Reichshauptstadt Berlin, deutlich geworden war, dass diese vor alliierten Luftangriffen nicht mehr grundsätzlich geschützt werden konnten, wurde mit dem sog. Führer-Sofortprogramm vom 10. Oktober 1940 angeordnet, zum Schutze der Zivilbevölkerung im ganzen Reich bombensichere und gasdichte Luftschutzbunker zu errichten.

Das Bauprogramm wurde in mehreren Wellen durchgeführt. Die erste Bauwelle betraf 61 Städte (sog. Luftschutzorte I. Ordnung), die entweder auf Grund ihrer Größe, der stra-



Die Fallersleber Straße, vom Dach der Ortskrankenkasse fotografiert, 1944.





*Ehemaliges  
Pschorr-Haus an  
der Friedrich-  
Wilhelm-Straße,  
nach 1944.*

tegischen Bedeutung oder als Standort rüstungsrelevanter Produktion für besonders gefährdet gehalten wurden. Das Letztere traf nun auf Braunschweig in besonderem Maße zu, es hatte seinen industriellen Schwerpunkt im Flugzeug- und Fahrzeugbau. Außerdem gab es hier mehrere Forschungseinrichtungen in Sachen Flugzeugbau und Luftschutz.

In Braunschweig entstanden 24 öffentliche Luftschutzbunker, von denen heute noch 21 existieren, sowie Luftschutzstollen am Nußberg, am Windmühlenberg und in der Südstadt/Mascherode. Gebaut wurden sie vor allem von Fremd- und Zwangsarbeitern, die selbst in den Bunkern keinen Schutz finden konnten.

Bei den Bunkern gab es drei Grundtypen: den Hochbunker, den Tiefbunker und den unterirdischen Luftschutzstollen. In Braunschweig kam vor allem der Hochbunker zum Einsatz. Er war hier das praktikabelste Modell. Zum einen gab es bei Tiefbunkern Schwierigkeiten wegen des hohen Grundwasserspiegels, was die beiden Tiefbunker unter dem alten Braunschweiger Bahnhof unter Beweis gestellt haben. Zum anderen verbrauchte ein Hochbunker nur 2/3 des Materials. Denn aufgrund des Verdämmeffekts konnte bei einem freistehenden Bunker der Druck einer Explosion leichter entweichen, weshalb dünnere oberirdische Wände einen ähnlichen Schutz boten wie dickere unterirdische.



*Kinderspeisung  
des Evangelischen  
Hilfswerks, 1947.*

Dass die Bunker und Stollen in Braunschweig im Zweiten Weltkrieg ihren Zweck erfüllt haben, nämlich die Zivilbevölkerung bei Luftangriffen zu schützen, ist erwiesen. Wenn Bombentreffer erfolgten, ist es – außer zu Absplitterungen oder Schwankungen – zu keinen schwerwiegenden Beschädigungen gekommen. Das größere Problem wurde in der Nacht des 14./15. Oktober 1944 der knappe Sauerstoff, da Flächenbrand und Feuersturm die Bunker in der Innenstadt teilweise eingeschlossen hatten, eine Evakuierung so zunächst nicht möglich war und die Belüftungsanlagen in den Bunkern wegen der Rauchgase komplett verschlossen waren. Welche gefährliche Folgen dies haben konnte, hat sich im Öffentlichen Luftschutzraum in der Schöppenstedter Straße gezeigt, wo 95 Menschen in dieser Nacht erstickt sind.

Die Bunker sind also Überlebensorte gewesen – in anderen Städten, die nicht über eine solche Dichte an Bunkern verfügten – sind bei vergleichbaren Angriffen sehr viel mehr Menschen gestorben. In Braunschweig starben amtlicherseits in der Nacht vom 14./15. Oktober 1944 ca. 600 Personen; insgesamt kamen in den 40 Luftangriffen 2905 Menschen zu Tode, wovon 1286 Ausländer waren, denen der Zutritt in die Bunker verwehrt gewesen war. Bis zur Kapitulation am 12.4.1945 dienten die Bunker in Braunschweig den Menschen als Überlebensorte, die ihnen das Leben retteten, wenn auch nicht ihr Zuhause oder ihr Hab und Gut. Außer den 24 öffentlichen Bunkern gab es noch etliche Betriebsbunker der einzelnen Firmen sowie Privatbunker.

Nach Kriegsende dienten die Bunker als Lebensorte, in denen viele Flüchtlinge und Vertriebene Aufnahme fanden. Denn die Stadt Braunschweig war in ihrem Innenstadtbereich zu 90% zerstört. Die Menschen wohnten in Notunterkünften aller Art. Und es kamen viele weitere Menschen hinzu: zurückkehrende Bewohner, die evakuiert gewesen waren, entlassene Soldaten, Flüchtlinge und Vertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, dann auch der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ), und die sog. Displaced Persons (DPs). Braunschweig im Grenzbereich zur SBZ war Anlaufstation für die Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem Osten. Am 04. Oktober 1945 kam es zur Errichtung eines offiziellen Flüchtlingsdurchgangslagers in Braunschweig

*Trümmerräumung  
an der Hagenbrücke;  
hinten links  
befindet sich das  
Neustadtrathaus,  
1946.*







*Notunterkunft in Braunschweigs Trümmerlandschaft, 1945/46.*

durch die Militärregierung. Am 19. Juli 1946 wurde Braunschweig auch offizieller Aufnahmeort. Bis zum 30. September 1946 waren bereits 320.881 Personen durch das Braunschweiger Lager geschleust worden. Und bis 1949 belief sich der Zuzug von Flüchtlingen auf 41.000 Personen (rd. ein Fünftel der Stadtbevölkerung). Auch in den 1950er-Jahren hielt der Zuzug noch an; vor allem Flüchtlinge aus der SBZ kamen nun hierher.

Untergebracht waren Flüchtlinge und Vertriebene in sieben Bunkern, fünf Durchgangslagern und in 13 Wohnlagern. Außerdem gab es acht DP-Lager. Bis 1953/54 wohnten noch Flüchtlinge in Bunkern, danach verblieben dort lediglich Obdachlose und Asoziale, die sich auf drei Bunker konzentrierten: Alte Knochenhauerstraße/Steinstraße, Kaiserstraße und Madamenweg.

Bunker dienten in der Nachkriegszeit als Flüchtlingsquartiere, Obdachlosenasyile oder wurden auch wieder für den Zivilschutz genutzt (beispielsweise die Bunker Petritorwall oder Alte Waage). Aber es gab in der Nachkriegszeit und in den 1950er/1960er-Jahren noch ganz andere Nutzungen. Da ist zum einen der Umbau zu Wohnhäusern zu vermelden wie bei den Bunkern Methfesselstraße und Alte Salzdahlumer Straße. Des Weiteren waren in einer weitgehend zerstörten Stadt auch Übernachtungsplätze für Reisende rar, so wurden aus Bunkern auch Bunker-Hotels oder Hotelbunker. Im Bunker Bockstwete ist 1946 das erste Hotel (mit Amüsierbetrieb) eröffnet worden, in den Bunkern Alte Knochenhauerstraße und Meverode folgen weitere. Auch den Umbau zu Geschäftshäusern (z. B. Bunker Sack) konnte man beobachten.

Einen Spezialfall stellten die Krankenhausbunker dar, die über das Kriegsende hinaus genutzt wurden, da die Klinikgebäude meist stark zerstört waren.

Neben diesen Weiter- bzw. Umnutzungen gab es aber auch eine Reihe von Bunkern, die Leerstand meldeten und zum Teil bis heute leer stehen.

Neuerdings gibt es einen Trend, die ehemaligen Luftschutzbunker in moderne Wohn- und Bürohäuser umzubauen. Es begann mit dem Bunker Ritterstraße, der jahrzehntelang als entfestigte Ruine herumstand. Ihn hat man 1982 umgebaut, zweieinhalb Stockwerke noch draufgesetzt, und es entstanden 18 Wohnungen der obersten Kategorie. Genauso passierte es mit dem Bunker Alte Salzdahlumerstraße im Jahre 2001, und als Büro- und Wohnhaus plant man gegenwärtig den Bunker Madamenweg.

Von den 24 öffentlichen Luftschutzbunkern bestehen heute noch 21 (der Bunker in Rühme wurde von den Engländern gesprengt, der südliche Bahnhofsbunker überbaut und derjenige in der Borsigstraße ist 2001 abgetragen worden, um Platz für einen Lidl-Verkaufsmarkt zu machen). Ein großer Teil der Bunker ist umgebaut, und sie sind nicht mehr als solche zu erkennen. Andere dienen dem Katastrophenschutz. Was aber macht man mit denen, die bis heute nahezu unverändert und leer herumstehen. Viele fordern, diese hässlichen Klötze ein für allemal zu beseitigen; man will zudem nicht mehr an diese Zeit erinnert werden.

Jedoch, die Erinnerung ist wichtig: Die Bunker sind als Funktionsbauten des Krieges errichtet worden. Man sollte zumindest einige von ihnen als Erinnerungsorte bewahren. Zum einen als Mahnmale an die Schrecken des Zweiten Weltkriegs und des NS-Regimes, das diesen Krieg ausgelöst hat. Zum anderen repräsentieren die Bunker Wehrbauarchitektur des 20. Jahrhunderts und stellen Architekturdenkmale dar. Sie verkörpern die moderne Technologie des Festungsbaus des 20. Jh., das Material – der Stahlbeton – war der „neue, alles versprechende Werkstoff des 20. Jahrhunderts“ (H. Neumann). Was auch die These unterstützt, dass die Architektur des Nationalsozialismus durchaus der Moderne verpflichtet war. Silke Wenk beschreibt in ihrem Buch „Erinnerungsorte aus Beton“ (2001) die Bunker als „schwer zerstörbare Denkmäler von Schuld und von Überleben“, als „Erinnerungsorte aus Beton, die ebenso stumm wie unübersehbar monumental von einer Zeit zeugen, die lange kommunikativ beschwiegen wurde“. An die Stelle solchen Schweigens sei jedoch spätestens seit den 1980er-Jahren eine sehr gesprächige Gedenkkultur getreten. In Braunschweig manifestiert sich diese seit den 1990er-Jahren als Konzept des vernetzten Gedächtnisses. Auch dieses sollte man bei der Entscheidung über das Schicksal der Bunker berücksichtigen. Drei Braunschweiger Bunker stehen heute schon unter Denkmalschutz: der nahezu unveränderte Bunker Kralenriede, der zum Apartmenthaus umgebaute Bunker Alte Salzdahlumer Straße sowie der 1950 zum Wohnhaus umgestaltete Bunker Methfesselstraße, der aufgrund seiner straßenabschließenden Funktion wirklich einmalig ist, zum anderen aber ein derart düsteres Ambiente bietet, dass dort derzeit kaum noch Wohnungen vermietet sind.

Der Bunker Alte Knochenhauerstraße ist heute schon ein besonderer Gedächtnisort, da er an Stelle der in der Pogromnacht zerstörten Synagoge errichtet wurde, woran seit



einigen Jahren eine Gedenktafel erinnert. Dieser Gedächtnisort symbolisiert neben dem Schutz- und Sicherheitsaspekt vor allem einen Akt von Diskriminierung, Vernichtung und Gewalt: Bunkerbauten zum Schutz der arischen Bevölkerung an die Stellen zerstörter Synagogen verfolgter jüdischer Gemeinden zu setzen wie in Regensburg, Frankfurt/M. oder eben auch in Braunschweig geschehen, entsprach der NS-Ideologie konsequent. Bunker, zu denen Juden keinen Zutritt hatten wie im Übrigen auch nicht Zwangsarbeiter, Sinti und Roma, Ausländer und andere ausgegrenzte Bevölkerungsgruppen, sollten allein die „arischen“ deutschen Rasseangehörigen schützen. Gerade das Beispiel dieses Bunkers zeigt uns nachdrücklich auf, dass unsere Trauer über den 14./15. Oktober 1944 hinsichtlich der Luftkriegstoten, unsere Trauer über den Verlust des unwiederbringlichen Stadtbilds von Braunschweig dort beginnen muss, wo zuerst Unrecht geschah – und dies war lange vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges.

Die Ausstellung „ÜberLebensorte – Bunker in Braunschweig 1940 – 2004“ im Altstadtrathaus zählte sehr viele Besucher; die Führungen in der Ausstellung und in ausgewählten Bunkern hatten eine überwältigende Resonanz. Dieser Erfolg bestärkte das Städtische Museum, eine Publikation zu diesem Thema vorzulegen.

Die nun vorliegende Studie zur Dokumentation der Braunschweiger Bunker soll zum einen in das Thema des Luftschutzbunkerbaus im Zweiten

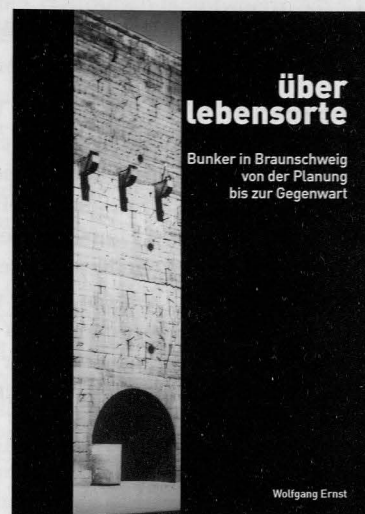
Weltkrieg einführen, wie es sich für Braunschweig dargestellt hat. Planung und Realisierung der Luftschutzbauten, Grundstücksauswahl wie auch die Verteilung der Kompetenzen und Verantwortlichkeiten werden in den einleitenden Kapiteln dargestellt. Darüber hinaus sollen die technischen Details des Bunkerbaus und der Ausstattung wie dann aber auch ihre konkrete Nutzung in Kriegs- und Nachkriegszeit zur Sprache kommen.

Im Anschluss daran werden die 24 öffentlichen Luftschutzbunker und die vier Luftschutzstollen (inkl. Kreisbefehlsstand) detailliert vorgestellt – soweit der Kenntnisstand es heute zulässt. Erörtert werden jeweils die Lage des Bunkers, die Planung und Realisierung des Gebäudes mit seinen Grundbestandteilen, die Kriegsnutzung wie auch die Nachkriegsverwendung. Bei den Abschnitten, die sich mit der Nutzung des Bunkers befassen, kommen auch etliche Zeitzeugen zu Wort, die sich an ihre Aufenthalte in den Überlebensorten noch detailliert erinnern konnten.

Anschaulich gemacht wird die Studie mit vielen Fotos, die zu einem großen Teil bisher unbekannt waren. Außerdem wartet das Buch mit Lageplänen, die extra für diesen Zweck erstellt wurden, wie auch noch nie veröffentlichten Planungszeichnungen der einzelnen Bunker sowie Modellfotos auf.

Dass das Buch in dieser Detailfülle erscheinen konnte, ist in allererster Linie dem Autor Wolfgang Ernst zu verdanken. Dieser hat sich bereits seit vielen Jahren mit Braunschweigs Bunkern beschäftigt. Er hat in Archiven und Bauämtern geforscht, zahlreiche verborgene Pläne ans Licht geholt, Zeitzeugen ausgemacht und interviewt, viele Fotos gesammelt und auch etliche selbst gemacht. Er erkundete die Braunschweiger Bunker vor Ort, bietet seit Jahren öffentliche Führungen in diesen Luftschutzbauten an und kennt sich wie kein anderer in dieser Materie aus. Die technischen Details der Bunker und ihrer Ausstattung hat er selbst bei zahlreichen Begehungen recherchiert.

Alle Abbildungen aus dem Buch „überlebensorte“. Fotografien: Stadt Braunschweig (1, 3, 4), W. Ernst (6), G. Wachs (5), R. Walther (2).



Braunschweigs öffentliche Luftschutzbunker aus den Jahren 1940 – 1945 sind bis in die Gegenwart hinein im Stadtbild präsent. Ihre Entstehung und Geschichte als Überlebensorte in den Bombenangriffen des Zweiten Weltkrieges werden hier erstmals umfassend dargestellt. Darüber hinaus dokumentiert das Buch die Nachkriegsnutzung der Bunker als Flüchtlingsunterkunft, Hotel, Bar, Kino oder auch Obdachlosen asyl. Der Autor hat in jahrelangen Recherchen über 180, zum Teil bisher unveröffentlichte Fotos und zahlreiche Zeitzeugenberichte zusammengetragen und erinnert damit an einen bisher wenig beachteten Aspekt Braunschweiger Stadtgeschichte.

Wolfgang Ernst

## überlebensorte

Bunker in Braunschweig

Appelhans Verlag, Braunschweig  
16,5 x 24,0 cm, 160 Seiten, ca. 192 Abb.

ISBN 978-3-937664-42-2, EUR 14,80



Gedenktafel zur 100-jährigen Wiederkehr der Synagogen-Einweihung, 2006.



# Der Erhalt der plattdeutschen Sprache

## Up wecke Weise erhole wi üsch use plattdütsche Sprake?

Text von  
Rolf Ahlers

So überschrieb der unvergessene Wilhelm Börker seinen neunseitigen Beitrag, in Plattdeutsch, in der Braunschweigischen Heimat, 1912/Heft 1. Die Bezeichnung dieser Sprache, sie ist älter als das Hochdeutsche, stammt aus den Niederlanden. Als „gutes plattes Deutsch“ wird dem Sinne nach „eine verständliche Sprache“ bezeichnet, vielleicht auch deshalb, weil sich die Hanse dieser Sprache bediente. Plattdeutsch bzw. Niederdeutsch (als umgangssprachliche bzw. wissenschaftliche Bezeichnung) ist im norddeutschen Raum beheimatet, sie wird gegenwärtig von etwa 10 Millionen Menschen verstanden und von etwa 3 Millionen gesprochen. Das Plattdeutsche hat mehrere Ausformungen – trotzdem verstehen sich die Menschen, hier ist es das Ostfälische: Zwischen Weser und Elbe von Göttingen bis nördlich Uelzen erstreckt sich das Sprachgebiet.

Plattdeutsch ist eine Sprache der Gegenwart und in dieser Sprache geschriebene Geschichten befassen sich daher auch mit Geschehnissen des täglichen Lebens. Hier der Beitrag, der in diesem Jahr beim Literaturwettbewerb der Deuregio Ostfalen e.V. den ersten Preis bekam.

### Parken, wo et nist kost

Häbbe ik et edrömmt, oder was et wohrhaftig sä ewesen? Nü de Rehe nah. Da kummt an'n hübschen Sönnabend in'n Sömmmer en dicken Breif in't Hüs. An de „Lebensgemeinschaft Frau Kai Herrmann und Herrn Kai Frauenstein“ steiht da uppe. Afeschicket is de Breif von de Justizbehörde in Blaustadt. Wie de Poststempel üsch angift, is de Breif sä lüttischig veier Wochen unterwegs ewesen. Blaustadt, dat is man sä twintig Kilometers von üsch un dafor brüket en Breif veier Wochen? Aber, wat well de Justizbehörde von Blaustadt – un uk noch von üsch? Mien Angetrüeter rit den Breif up. Et is en Schrieben von'n Landgerichte da inne. Wat wüllt de denne? Un wohrlich von üsch? Häbbet wi wat ütefretten? Un wenn ja, wat? Wenn von'n Gerichte wat kummt, denn kriggt'n ja glieks Hartekloppen. Jedenfalls mik geiht et sä. Wat steiht nü in den Breif?

Mit „Liebe Lebensgemeinschaft“ geiht et lus, un wat nü kummt, stiggt üsch alle twei tä Koppe. Wat is dat, wat steiht da?

Mien Kai list un säggt: „Sei häbbet an'n twölften Feberbor mit öhren Auto „XY – Z 689“ (= XY Strich Z sesse, achte, neggene) vor den Watertoern in Mickelstedt eparket, dat is varboen. De Oberbürgermeister von Mickelstedt, düsse vartreen dor dat Ordnungsamt, Afdeilung Stratenvarkehr, hat Klage inerecket. Un weil de Watertoern wat mit den Drinkewater tä dän hat, hat denne de glieke Oberbürgermeister von Mickelstedt, dütmal vartreen dor dat Ordnungsamt, Afdeilung Umweltbehörde, uk noch Klage inerecket wegen „Gefährdung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung“. Da nü de Umweltbelange höggerrangiget Recht sünd, hat sik dat Landgericht as tästännig inesett, de twei Klagen tähupe-etreckt un Termin up Dinsedag, den fiemtwinigsten August anesett.“ – Nü kieket wi twei beide an, schürret mit'n Koppe un noch'n Mal. „Wat schall dat denne,“ sägget wi, wie üt einen Munne. „Mickelstedt,“ säggt mien Kai un frägt glieks: „Wat hast dü denn da emaket?“ Un kikt mik dabie ganz scharp an. „Ik un in Mickelstedt?“ frage ik tärügge. „Wat schall ik denn da man emaket hebben? Noch datä in'n Feberbor! Villichte bist dü da doch ewesen?“ – Mit grute

Ugen keeken wi üsch an, schürren jederein mit'n Koppe un zucken mit de Schuldern.

Nü see mien Kai: „Pass up, de Termin is – von morgen an ereket – al obernorgen. Lat mik man'n Mandag da mal an-räpen. Villichte hat dat allens keine Oart nich un dat Gericht well üsch up'e Schippe nehmen!“ – Ik glöbe da ja nich an, denke aber bie sä mik: Lat ne man maken.

En Mandag räpt mien Kai bie den Gerichte an. Wie'e mik namdags vatellt, word'e erst hen un her varbunnen, bet'e endlich den Minschen an'e Strippe hat, de dafor tästennig is. Hei hat erst nich varstahn – oder nich varstahn wollen –, wat mien Kai wolle. Tälest hat de Minsche eantwort, dat morgen freuh Klocke teihne de Termin is un dat da denne de Avkate dat vordragen könne, wat wi tä säggen härrn. As mien Kai denne noch nahefragt hat – Wat vorn Avkate? – kreg'e tä wetten, dat bien Landgerichte allemal en Avkate dabiewesen mot, uk, weil et ja villichte en sworet Urteil geben könne – de Lüe könn't uk inesparrt weern! – „Huch, wat kann denne da up üsch täkumen?“

Mien Kai härre obern Dag aber al voresorgt. En Avkaten, den wi von'n Tennisspeelen her kennet, kummt morgen freuh midde, umme üsch bietästahn. Mien Kai un ik, wi härren üsch hüte uk – Hals ober Kopp – for morgen frie-enohmen. Üse Kolleginnen un Kollegen was dat nich sä tä passe.

Nü den Dinsedagmorgen up'n Landgerichte. As de Tied rüte is, räppt de Gerichtsdienner üt vullen Halse: „In der Strafsache Lebensgemeinschaft Frau Kai Herrmann und Herr Kai Frauenstein eintreten.“ Twei junke Mannslüe, jeder mit ne dicke Akte undern Orm, drängelen sik vor, en öldern Mannsminschen trecken se hinder sik her. Man hen, denke ik sä bie mik, ohne üsch fänget se ja wol nich an. As wi rinkumet in den Saal, is de Staatsanwalt al da un uk de Gerichtsschriebersche. Küme häbbet wi üsch henesett, möt wi al weer upstahn, dat Gericht kumt rin: Et is de Richter un twei Schöffen. – Al Underlat, wat forn Upwand!



Nahdeme de Richter anefungen hat, stellt'e wisse, dat alle, de kumen schöllen, uk da sünd. De twee jungen Mannsminschen, sä kummt et rüt, sünd in Vartretung for den Herrn Oberbürgermeister von Mickelstedt da, de eine for dat Ordnungsamt, Afdeilung Stratenverkehr, un de andere for dat Ordnungsamt, Afdeilung Umweltbehörde. Un de öldere Mannsminsche, dat is de Uppasser for den Watertoern, de hat wol dat Ganze in't Rullen ebrocht. Den häbbet wi dat tä vardanken, dat wi nü hier sünd. – Twölf Lüe sünd wi alle tähupe: De Richter un de twee Schöffen, sünd al drei. De Staatsanwalt, de Gerichtsschreibersche un de Gerichtsdieners sünd nochmal drei. Denne de twee von'ne Stadt mit den Uppasser, dat sünd alweer drei, un tälest noch wi tweibeiden mit üsen Avkaten, sünd noch'n Mal drei. – Lüe tän täkieken un tähöörn wärrn nich ekumen, uk Lüe von de Dagebläer weern nich da.

De öldere Mannsmische, de Uppasser, is as Tüge elaan, hei word belehrt un mot erst mal weer rüt üt den Saal.

Nü is de Staatsanwalt an'e Rehe. Hei smit sik richtig in Positür un list de Anklage mit lüe Stimme vor. Man kan merken, hei maket säwat wol gern. Ach, un wat'e üsch allens vorsmit. Dat Falsch-Parken, dat is et ja nich, up wat ne huhe Strafe steiht. Nee, et is de Watertoern, wie lichte härre da en Drüppen Öl von den Auto erunder drüppen können un denne in dat Grundwater varsickern – un dat Water von da üt mit de Pumpens in den Watertoern is eins. Dat ganze Drinkewater härre können dadurch ölig weern, un in de ganze Stadt was et tä ne Katastrophe ekumen. Mit einen Drüppen fängt säwat an, varklort'e üsch. En Drüppen Öl vardarft ne Million Drüppen Water un in'n Auto sünd sä bie fief Liter Öl un de vardarbet denne fief Millionen Liter Water. De Gesundheit von veele düsend Lüe steiht bie säwat up'n Speele. Dabie keek hei üsch noch un noch un ganz gnatzig an, as wenn'e säggen wolle: Wat sünd jü wol for Dögenichtse. – Dabie kreeg'e üse Namens nich obernander, hei sä nich „Frau Herrmann“, sondern „Herr Mann“, un hei sä nich „Herr Fraenstein“, sondern „Frau Stein“. In sienen Justemente kreeg'e dat wol nich sä hen, aber de Richter merke et un zucke jedetmal lüttschig tähupe.

As de Staatsanwalt endlich tä Enne was, keek üsch de Richter niepsch an. Villichte sinnier'e al, wat'e üsch for ne Strafe updrücken wolle. Aber, sä hille geiht et nich.

De Richter keek mienen leiwen Kai un mik nü ganz grut an un füng mit siene Frageriee an. Un wat de allens wetten wolle.

As erstet kreeg denne mien leiwe Kai glieks wecke obern Snabel ewischet, as'e anfüng, up de Frageriee von den Richter hen in sienen fiensten Plattdütsch tä antwoern. Man könne richtig seihn, wie den Richter dat Blät tä Koppe steeg, en ganz ruet Gesichte kreeg'e. Hei make den Mund up, leit ne open, hale deip Luft un krakeele lus. Dat'e sik dat ja nich beien laten möste, hier von'n Dütschen in Dütschland de Antwort in ne fremme Sprake tä kriegen. Wegen't Varäppeln von't Gerichte woll'e glieks en Strafgeld oder beter noch en poor Dage Insparren ansetzen.

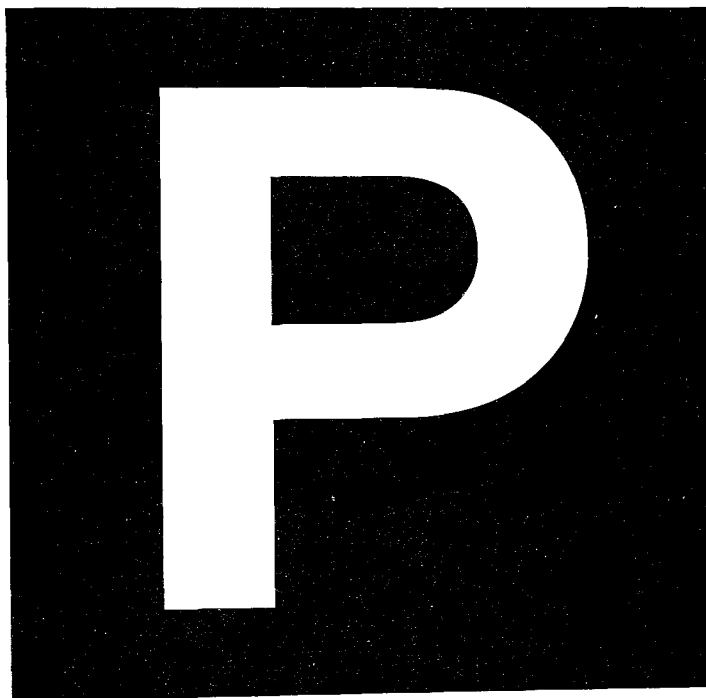
Man bluß güet, dat üse Avkate uk en Plattdütschen was un uk wat darober wüßte. Hei wiese nü den Richter up de Charta ober de Regional- oder Minderheitenspraken hen, de de Europäische Union rütegeben hat, un make klor, dat de Charta uk in Dütschland gillen deit. Üse Avkate varklöre denne noch, dat doromme Plattdütsch uk up'n Amte un vor Gericht as Amtssprake täelaten is. De Richter slok deipe dal un jappe nah Luft, den Stiem leit'e üt siene Näslocker weer rüt.

As'e nü täg, dat'e dat Plattdütsche nich varstahn könne un deshalb wol erst noch en Sachverständigen herbestellt weern möste, melle sik de eine von de Schöffen tä Wort un gaf an, dat hei uk en Plattdütschen was un von daher dat Varkloren obernnehmen könne. Nahdeme alle, sägor uk de Staatsanwalt, damidde invarstahn wärrn, güng et wieer.

De Richter härre sich aferegt un sien Kopp was in de normale Farbe oberegahn, as et mit siene Frageriee wieer güng. Nü wolle hei wetten, wat üse Lebensgemeinschaft for eine is, wobie'e dat Wort Lebensgemeinschaft sä extra mit

sä'n Schislaweng betone. As we öhne varklort härren, dat wi varfriet sünd – alle beide – un sägor mitenander, da schürr'e bluß mit'n Koppe un gnurre sik wat in sienen griesen Boart. – Ja, ja, freuher hat säwat, wie wi sünd, Ehelüe eheden. Aber hütigendages meint dat Amt, dat dat anders tä heten hat. Kai is ja en Jungensname un Kai is en Meekensname – up den Amte härren se dat wol nich tärechte ekreegen, villichte häbbet de edacht, dat wi twee Jungens wärrn oder twee Meekens – wat gift et hüte nich allens an Lebensgemeinschaften? – Aneklagt wärrn wi nü alle beide, weil dat Auto, üse Auto, up üse Lebensgemeinschaft anemeldet was.

De Richter wolle von üsch wetten, woromme wi denn nich da up den Bußgeldbescheid hen, den de Stadtverwaltung von Mickelstedt an'n einuntwintigsten März an üsch eschicket hat, de foffteihn Euro betahlt hät. Ob üsch de foffteihn Euro tä düer wärrn oder ob wi üsch wegen de swore Schuld doch leiwer den Gericht stellen wollen? – Wobie nü aber





nich mehr umme de foffteihn Euro güng, nee, et könne uk Insparren dabie rütumen.

Insparren? Grut keeken wi üsch an. Un wecket Schrieben von'n einuntwintigsten März von de Stadtverwaltung in Mickelstedt meine de? – Jü wett ja wol, dat de hütige Deutsche Post uk nich mehr dat is, wat freuher de Deutsche Bundespost ewesen is. Nülichst hat in'n Dageblatt estahn, dat jeden Dag en poor düsend Breiwe in Dütschland varlustig gahet. En deil von de Breiwe finnet sik mal weer an un weert denne noch täestellt. – Sä is et wol ewesen. De erste Breif, von de Stadtverwaltung in Mickelstedt ist wol varlustig egahn un de andere Breif, de von'n Gerichte in Blaustadt, hat sik nah ne Tied weer anefunnen un is lesten Sönnabend bie üsch anekumen.

De Richter fräug nich, wer von üsch – oder ob nich villichte noch en andern Minschen – üse Auto den Dag da an den Watertoern henestellt härre. De Richter güng glieks up't Ganze. Hei woll wetten, worumme wi denne üse Auto da henestellt härren, wo et ja nist kosten dää, wo et aber varboen was. Kai un ik keeken üsch an, zucken mit de Schuldern un säen nist datä.

De eine junke Minsche von'e Stadtverwaltung, de von de Afdeilung Stratenvarkehr, könne nich mehr an sich hulen un brabbele nü lus. Wenn wi de foffteihn Euro betahlt härren, denne möst'e ja hüte nich hier wesen, hei wolle ja leiwer Urlaub hääben, aber de Oberbürgermester hat dat nich täelaten, weil dat hier hüte sä wichtig is. Et schölle endlich mal en Exempel statuiert weern, damidde de Lüe kläke weert. Un vor allen, dat wüßte je wol jederein, dat an den Watertoern dat Parken varboen is.

Nü hake de Richter weer in. Wat denn da an den Watertoern for Parkvarbotsschilder stahn dääen woll'e wetten. Un wer denn et Beet an dat Auto estoken hat. Un worumme dat Auto – wenn dat da al sä gefährlich is – denn nich von'n Kranwagen afehalt is, von wegen de Gefährlichkeit von den Drüppen Öl, un wat da üt weern könne, wenn damidde fief Millionen Liter Water in't Vardarben ekumen wärn.

De junke Minsche von de Afdeilung Stratenvarkehr slok dröge dal un hale nü wiet üt. Hei vartelle, dat de Strate da an'n Watertoern nich sä breit is, dorumme staht up de andere Stratsiete – de Strate ganz lang hen – veele Haltevarbotsschilder. Un up de Stratsiete an'n Watertoern da stahet de Schilder nich, mot ja uk nich weden. Denn jederein mit Führerschien wüßte ja wol, dat nah de Stratenvarkehrsordnungen

up jede Strate en Fohrstriepen frie blieben mot. Da dört nich eparket weern. De Lüe wett dat un darumme steiht da uk bie den Watertoern nienich en Auto. Nü aber, weil de Uppasser von den Watertoern dat erst an'n andern Dage emeldt hat, as dat Auto da al weer weg was, brüke da ne Politesse nich mehr hengahn un dorumme härre dat Auto uk en Beet nich mehr ekreegen. Un dat Afslepen, dat härre möst de Politesse up'n Weg bringen, wenn et den Varkehr stöern dää, hat et aber wol nich. Un de Afdeilung Umweltbehörde härre möst dat Afslepen in'e Hand nehmen, wenn da wat mit den Öl ewesen wääre.

Nü keek de Richter den Minschen von de Afdeilung Umweltbehörde scharp an, nü möste de wat säggen. De sabbele nü von de grote Gefohr. Un dat von de fief Liter Öl un fief Millionen Liter Water kreegen wi nochmal tä höörn – dat wüßten wi aber al – un de Richter kleie sik an'n Koppe. De Minsche von de Afdeilung Umweltbehörde härre sik de Stirre bie den Watertoern nich sülmst anekeen, nee, hei härre den Böbbersten von'n Stratenbauamte heneschicket, villichte möste ja de Asphalt uperetten weern un mit'n Bagger de

Eere ütebagert weern hää'r'e sik edacht. Et was aber nich sä. Up den Asphalt was en Drüppen Öl nich tä seihn ewesen, al lange nich fief Liter.

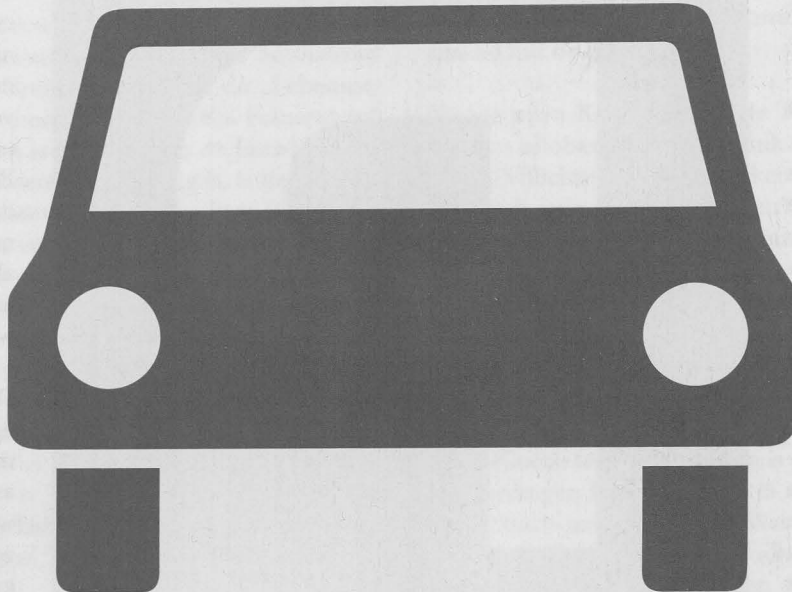
De Lüe up de Richterbank keeken sik an un schürren alle mit'n Koppe. De Staatsanwalt keek in'e Luft rumme un trecke de Schuldern huch.

De Richter leit nü den Tügen, den Uppasser von den Watertoern, rinhalen. Täerst möste de Minsche vartellen,

wie un von wo denn dat Drinkewater in den Watertoern keim, un wie deip denn dat Grundwater under de Eere stünne. Un wie lange dat wol düere, bet en Drüppen oder fief Liter Öl in'n Grundwater ankumen sünd. Tja, dat mit den Grundwater, dat könn'e nich säggen, brüke hei uk nich, denn dat Water, wat as Drinkewater in den Watertoern was, dat keim von wiet her, üt'n Horze. Also wenn Öl dat Water vardarben schölle, denne möste dat da al in'n Horze rinkumen.

De Lüe up de Richterbank keeken sik alweer an un nü kleie sik de Staatsanwalt an'n Koppe.

Aber ganz täfree was de Richter noch nich, hei wolle von den Uppasser noch wetten, wat dat wol for'n Auto ewesen was, wat da falsch eparket härre. Nü schrape sik de Uppasser lange an sienen origen Kölschen rumme un keek in'e Luft rumme, fate sik noch hindern Kragen un brummele denne sä vor sik hen, dat'e dat nich mehr wüßte. Hei könne





sik dat nich mehr besinnen, wat et for'n Auto ewesen was, uk de Farbe könne hei nich mehr säggen. Aber da, mit'n Mal kreeg'e blanke Ugen, slok deip dal un üt siene Mütze – de'e sälange in de Hänne rundrumme edreihet härre – krame hei nü en Zettel rüt un prummele den ütenander. Hinder den Sweetbänd von de Mütze härre hei den Zettel varstoken ehat, wo'e de Autonummer upeschreiben härre. De Richter leit sik den Zettel geben, strek den mit de Hänne noch glatt, keek denne da niepe rup, de Schöffen keeken da rup, de Staatsanwalt uk, tälest kregen wi de Zettel tän ankieken. – Dat da mal twee Bäckstaben, en Strich, noch en Bäckstabe un denne drei Tahlen upestahn härren, leit sik villichte noch ahnen, aber wat for Bäckstaben und Tahlen dat ewesen sünd, dat was wohrlich nich mehr klor tä kriegen.

Üse Avkate keek üsch an. De Uppasser keek an'e Eere. De twee junken Minschen, von de Afdeilung Stratenvarkehr un von de Afdeilung Umweltbehörde, maken sik ganz lüttischig. De Staatsanwalt krame in siene Akte rumme un schürre mit'n Koppe. De Schöffen keeken jeder in ne andere Richtung. De Richter jappe nah Luft, böre de Schuldern huch un leit se weer fallen un noch'n Mal un noch'n Mal. Et nütze ja nist, de Verhandlung möst'e ja noch tä Enne bringen.

Hei kreeg dat uk ganz hille hen. Erst trecke hei tähupe, wat de Verhandlung an't Dageslich ebrocht härre: An de Umweltverschmutzung – mit den Öl, en Drüppen oder fief Liter – da was nist anne, da was nist ewesen.

An den Falsch-Parken, da was nist anne. Dat Parken was da nich varboen. Un hinderlich up de Strate was dat Auto uk nich ewesen.

Ob dat dat Auto von de Lebensgemeinschaft „Herr Mann“ un „Frau Stein“ – in de Iele hat'e dat noch varwessel un nich „Frau Herrmann“ un „Herr Frauenstein“ esägg – ob dat nü üse Auto ewesen was oder nich, was dabie snurz egal.

De Richter tustere erst noch mit de Schöffen, denne mösten wi alle upstahn. De Richter sette sik sien Barret up'n Kopp un varklore üsch allen „Im Namen des Volkes“, dat de Klage afewieset word, de Angeklagten sünd frie, de Kosten mot de Staatskasse dragen, uk for üse Ungemach un for üsen Avkaten. De Stadt Mickelstedt möste for öhre twee junken Lue de Kosten sülmst dragen. Aber de öldere Mannsminsche, de Uppasser, de dat ganze in't Rullen ebrocht härre, de kreeg Tügendel!

Ik härre erst noch oberleggt, ob ik dat Geld – wat üsch dat Gericht for üse Ungemach ütetaht hat – mienen leiwen Kai geben schölle, damidde hei dat nächste Mal for dat Parken betahlen kann. Ik hääbe mik denne aber balle oberleggt, dat dat Geld ja weg is, wenn'e dat for't Parken ütgift. Wenn ik mik aber for dat Geld leiwer en nieet hübschet Himmet köpe, denne hääbe ik da länger wat von, as mien leiwe Kai von sienen Parken.

En poor Dage danah vartelle ik mienen leiwen Kai denne, wat mik intwischen weer inefalln was: „An den Dag in'n Feberbor sünd wi in Mickelstedt ewesen un hääbet üsch den Karnevalumzug anekeeken. Dumals was de ganze Innenstadt afesparrt. De Parkplätze un de Straten, wo dat Parken nist kost, wärn alle full. Un in en Parkhüs, wo et allemal wat kosten deit, da wollt'e nich rin. Doromme hast'e üse Auto denne bie den Watertoern henestelt, wo et Parken nich varboen is un uk nist kost.“ – Nü kreeg mien leiwe Kai dat in sienen Koppe uk tärechte. „Ja,“ sä'e, „sä is et ewesen.“ Un hei griene dabie.

Wat üt den „Parken, wo et nist kost“ eworden is un dat wi dafor nah'n Gerichte mösten, is ja nich tä glöben! Oder hääbe ik dat Ganze doch edrömmt?

Aber tälest frage ik juch noch: „Woneier trecke ik mien nieet hübschet Himmet dat erste Mal an?“



Schlütersche Verlagsgesellschaft  
11,8 x 20,0 cm, 216 Seiten  
135 farbige Abbildungen

ISBN 978-3-89993-655-1  
EUR 14,90

## Buchvorstellung

# Raus ins Grüne!

## Die schönsten Wald-Wanderungen in Niedersachsen

„Wir wollen raus ins Grüne!“ Diesem Stoßseufzer lassen rund 250 Millionen Niedersachsen pro Jahr Taten folgen, denn der Weg in die Wälder unseres Landes lohnt sich! Eine Wanderung unter satt-grünen Blätterdächern ist Balsam für die Seele und eine Wohltat für den Körper.

Die Niedersächsischen Landesforsten haben ihre Schatzkiste weit geöffnet und verraten die besten Wandertouren durch die niedersächsischen Wälder – vom erholsamen Spaziergang bis zur mehrstündigen Wanderung. Praktisch: Alle wichtigen Angaben und eine detaillierte Karte zu jeder Wandertour gibt es auf einen Blick. Dazu kommen viele tolle Informationen rund um die jeweiligen Routen: Was geschah 1912 im alten Forsthaus? Welche Pflanzen finde ich am Wegesrand? Wo kann ich einkehren? Das perfekte Buch für das kommende Wochenende oder den nächsten Tagesausflug.



# Salzgittersche Postanmerkungen

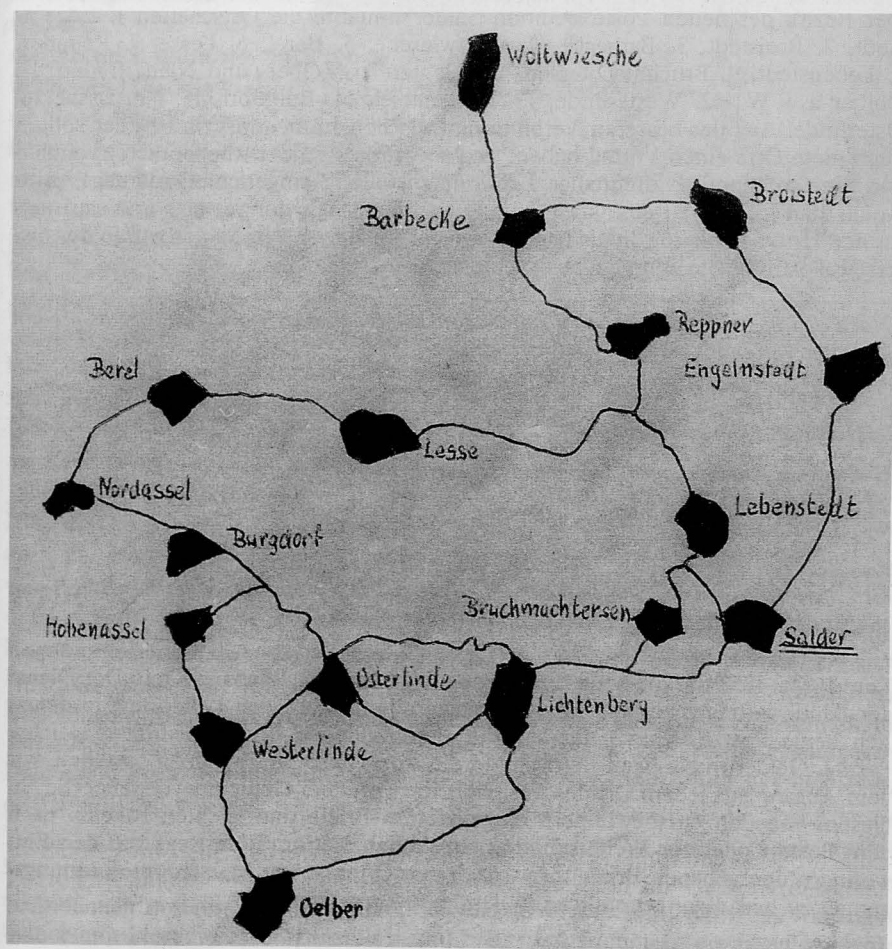
Auch in einer permanent postloser werdenden Zeit sollte an die Geschichte dieser Institution erinnert werden. Ist doch diese Entwicklung Ausdruck eines wachsenden Verlangens des Menschen mit anderen Menschen über Entfernungen hinweg in Kontakt zu treten, diesen Botschaften zukommen zu lassen und von ihnen solche zu erhalten. Diese Erinnerung erstreckt sich exemplarisch auf den ehemals braunschweigischen Teil der heutigen Stadt Salzgitter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Um 1850 wurden im Herzogtum Braunschweig Überlegungen angestellt, den Einwohnern der Landgemeinden die Benutzung der Post durch eine Vermehrung der Landbotenposten zu erleichtern. So wurde von der Herzoglich-Braunschweigisch-Lüne-

burgischen Eisenbahn- und Postdirektion mit Genehmigung des Herzoglichen Staatsministeriums zum 1. April 1851 eine Postexpedition in Salder (Amtssitz) sowie eine tägliche Botenpost zwischen Salder und der Postexpedition Immendorf eingerichtet. Der Immendorf-Saldersche Postbote wurde in Immendorf täglich um 6.30 Uhr und in Salder um 10 Uhr abgefertigt, so dass bis abends in Wolfenbüttel oder Braunschweig eingegangene Post nach Salder am folgenden Morgen den Bestimmungsort erreichte, während die aus Salder morgens abgehende Post am selben Nachmittag in Braunschweig und am selben Abend in Wolfenbüttel eintraf. Der Bezirk der neuen Postexpedition Salder umfasste die Ortschaften 1. Engelnstedt, 2. Broistedt, 3. Barbecke, 4. Woltwiesche, 5. Berel, 6. Lesse, 7. Reppner,

8. Lebenstedt, 9. Bruchmachtersen, 10. Lichtenberg/Ober- und Niederfreden, 11. Oelber a. w. W., 12. Westerlinde, 13. Hohenassel, 14. Burgdorf, 15. Nordassel, 16. Osterlinde. Aus der besseren Verbindung zwischen Immendorf und Salder sollten auch diese Orte einen Vorteil haben, und so wurde statt der wöchentlich zweimaligen eine wöchentlich dreimalige Landbriefzustellung eingerichtet, montags, mittwochs und freitags zu den Orten 1 bis 9 und dienstags, donnerstags und samstags zu den Orten 10 bis 16.

Von Wolfenbüttel wurde täglich, außer sonntags, die Tour Wolfenbüttel – Fämmelse – Thiede – Groß Stöckheim – Gotteslager – Linden – Halchter – Wolfenbüttel begangen, von Immendorf aus wurden dienstags und freitags die Ortschaften Heerte, Gebhardshagen, Engerode, Calbecht, Lobmachtersen, Cramme, Barum, Leinde und Adersheim bedient sowie mittwochs und samstags Watenstedt, Hallendorf, Bleckenstedt, Beddingen, Sauingen, Üfingen, Nortenhof, Steterburg und Drütte. Der Gebhardshagener Amtmann Kuntzen richtete allerdings am 7. September 1853 ein Gesuch an die Herzogliche Kammer, Direktion der Domänen, die Amtspost über Salder abfertigen zu dürfen, so dass er den, dem Amt zur Last fallenden arbeitslosen Amtsboten Basse, der 32 Jahre den Botendienst zwischen Immendorf und Gebhardshagen versehen hatte, wieder einsetzen könne und andererseits die ab Immendorf anfallende Zustellgebühr einsparen würde. Durch einen dreimaligen wöchentlichen Postgang nach Salder würde außerdem eine schnellere Postzustellung erreicht werden. Dieser Bitte wurde am 19. September stattgegeben. Die Postzustellung von Salder aus war bei der Einrichtung der Poststelle bereits geregelt worden. Die Postexpedition in Immendorf wurde zum 31. Dezember 1860 aufgelöst. Die Landpostzustellung, die bis dahin in Immendorf begonnen hatte, wurde vom Postamt Wolfenbüttel übernommen. Der Postmeister Friedrich Hammer wechselte nach Salder.



Der Bezirk der neuen Postexpedition Salder, 1851



Nach der Reichsgründung entwickelte sich das Postwesen sehr schnell, im Herzogtum Braunschweig stieg die Gesamtzahl der Postanstalten von 124 im Jahr 1885 auf 502 im Jahr 1900 und die Telegraphenanstalten im gleichen Zeitraum von 88 auf 230. Im Bereich der ehemaligen braunschweigischen Gemeinden der heutigen Stadt Salzgitter wurden in Barum, Gebhardshagen, Immendorf, Lesse, Lichtenberg, Salder, Thiede und Üfingen Postagenturen eingerichtet, von denen infolge starken Verkehrsaufkommens Barum, Lesse, Thiede und Üfingen zwischen 1890 und 1895 in Kaiserliche Postämter III. Klasse umgewandelt wurden.

Die Zunahme der Postanstalten hatte eine Verdichtung des Postnetzes zur Folge, die ebenfalls dem „flachen Land“ zugute kam. In erster Linie wurden die Eisenbahnstrecken des Herzogtums zur Postbeförderung benutzt. Durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes fielen zwar viele größere Landpostkurse weg, an deren Stelle traten aber zahlreiche Posten geringerer Ausdehnung. Den Postverkehr zwischen den Landorten und dem Leitpostamt besorgte um die Jahreswende der Landbriefträger. Er

begann seine Laufbahn als Postausheifer, wurde nach einigen Jahren Postbote und drei bis vier Jahre später Landbriefträger. Sein Jahresgehalt betrug 1200 Mark, dazu kam ein Wohngeldzuschuss von 150 Mark.

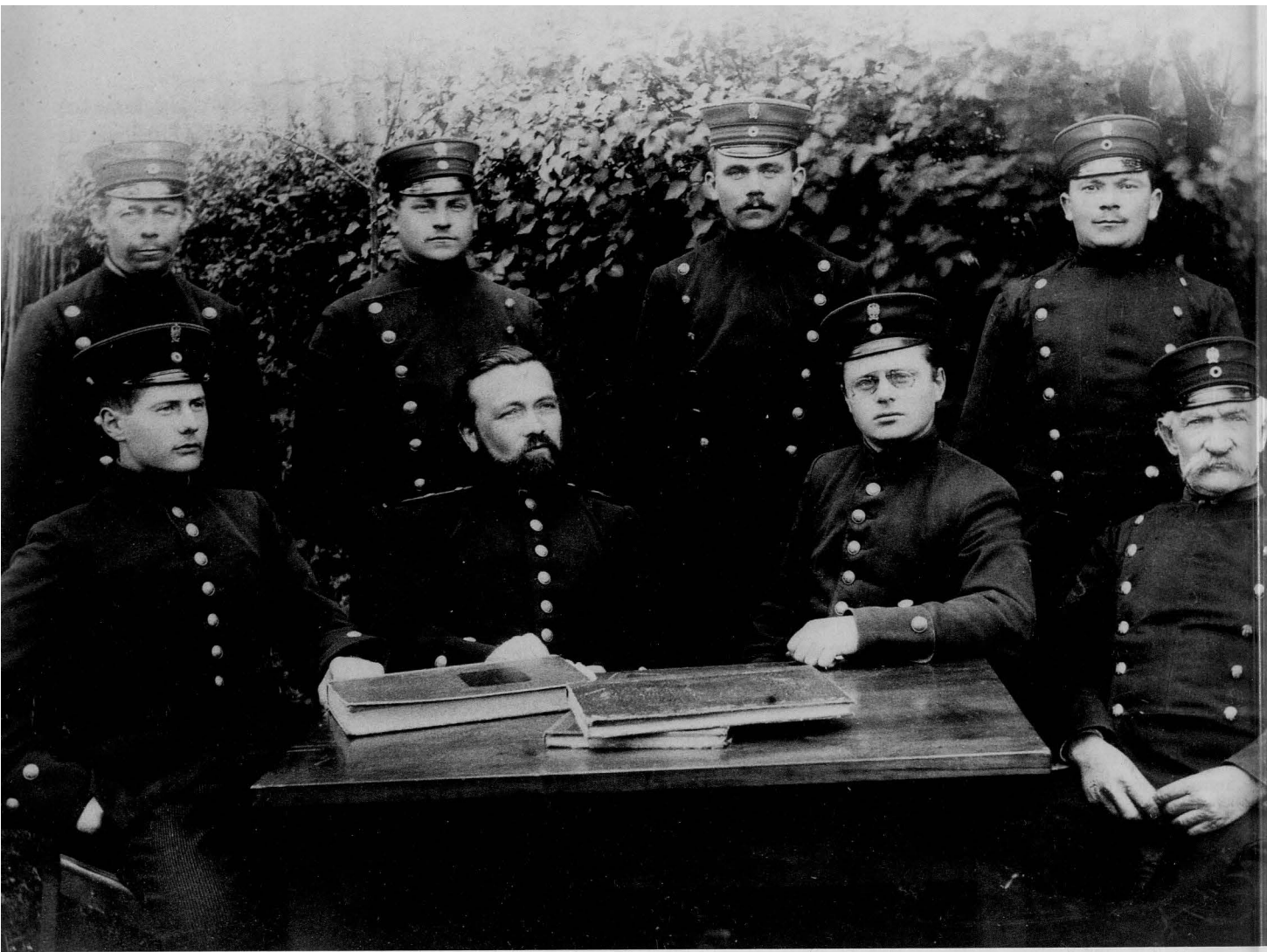
Die Landbriefträger wurden unterschieden nach den „Landbriefträgern zu Fuß“ und den „Fahrenden Landbriefträgern“. Während der Landbriefträger zu Fuß die dem Leitpostamt am nächsten gelegenen Orte versorgte, übernahm der Fahrende Landbriefträger die Postzustellung mit Pferd und Wagen in den weiter entfernt liegenden Ortschaften. Für den Dienst des Fahrenden Landbriefträgers wurde in der Regel ein möglichst junger Postbote oder Landbriefträger, der bei der Kavallerie oder Artillerie gedient hatte und mit Pferden umzugehen verstand, ausgewählt. Die Übernahme einer Fahrpost war fast immer freiwillig. Das Pferd (650 bis 700 Mark) musste aus eigenen Mitteln beschafft werden. Wenn der Beamte nicht im Besitz der notwendigen finanziellen Mittel war, erhielt er von der Oberpostdirektion einen zinsfreien Vorschuss zum Ankauf von Pferd und Geschirr, der in monat-

lichen Raten von 10 Mark zurückzahlen war. Für die Unterhaltung des Pferdes erhielt der Fahrende Landbriefträger ein monatliches Futtergeld von 60 Mark. Von diesem Betrag mussten die Ausgaben für Hafer, Häcksel, Heu, Stroh, Hufbeschlag, Reparaturen des Geschirrs, Wagenschmiere und Laternenlicht bestritten werden. Als weitere Einnahmen hatte der Fahrende Landbriefträger das Personengeld. Der Postwagen war mit zwei Sitzen ausgestattet, und es bestand die Möglichkeit, fünf Personen mitzunehmen. Wenn jemand aus den Landorten in die Stadt wollte, war er gezwungen – falls er es nicht vorzog, zu Fuß zu gehen –, mit der Landpost zum nächsten Bahnhof zu fahren. Der Fahrpreis betrug für den Kilometer sieben Pfennige, so dass im Durchschnitt eine Person für eine Fahrt 50 Pfennige zu zahlen hatte. Die Plätze auf dem Postwagen waren meist schon immer acht Tage in voraus bestellt. Selbst die Landwirte aus den Dörfern fuhren mit der Post, da sie mit eigenen Gespannen nicht so preiswert zum Bahnhof kommen konnten. Zu den weiteren Einnahmen des Fahrenden Landbriefträgers zählten noch die Paketgelder. Für jedes Paket, das

*Die Kaiserliche Fahrpost mit dem fahrenden Landbriefträger Ziegenbein*







*Die Bediensteten der Post von Ringelheim*

der Landbriefträger in Orten mit einer Posthilfsstelle zugestellt hatte, erhielt er 20 Pfennige.

Da die Einnahmen aus den Personen- und Paketgeldern nicht unerheblich waren, ist es verständlich, dass mancher Landbriefträger, der nach einer entsprechenden Dienstzeit zum Post-schaffner befördert und damit auch versetzt werden sollte, dies ablehnte und zwölf oder noch mehr Jahre als „Fahrender“ seinen Dienst versah.

Im Ortsbestelldienst wurde angestrebt, die Bestellzeiten möglichst eng an die ankommenden Posten anzuschließen. Auch durch die Vermehrung der Postanstalten verbesserte sich die Landzustellung. Die Verkleinerung der Bestellreviere, die Vermehrung des Personals und die Ausrüstung einiger Landbriefträger mit Fuhrwerk erreichte, dass die meisten Landorte im Herzogtum Braunschweig zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine werktäglich zweimalige Zustellung und Einsammlung hatten.

Zu einer wertvollen Ergänzung für den Landbestelldienst wurden die Posthilfsstellen, von denen es um die Jahrhundertwende im Herzogtum Braunschweig 343 gab, darunter 75 mit Telegraphenbetrieb. Die Inhaber der Posthilfsstellen besorgten den Verkauf von Freimarken und Formularen, die Annahme und Ausgabe von Sendungen und in manchen Orten auch die Bestellung der Briefe und Zeitungen.

In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts gab es in der Organisation der Postanstalten im Herzogtum Braunschweig nur noch geringfügige Veränderungen, so dass im Jahr 1914 in den ehemals braunschweigischen Gemeinden der heutigen Stadt Salzgitter folgende Postanstalten bestanden:

- Kaiserliche Postämter III in Barum, mit Posthilfsstellen Cramme und Lobmachersen, in Lesse mit Posthilfsstelle Berel, in Salder mit den Posthilfsstellen Bruchmachersen, Hallendorf, Heerte und Lebenstedt, in Thiede mit den Posthilfsstellen

- Fümmelse-Kolonie, Geitelde und Steterburg und in Üfingen mit den Posthilfsstellen Beddingen, Bleckenstedt, Nortenhof und Sauingen
- Postagenturen in Gebhardshagen, in Immendorf mit den Posthilfsstellen Adersheim, Drütte, Leinde und Watenstedt, in Lichtenberg und in Osterlinde mit den Posthilfsstellen Hohenassel und Westerlinde.

Engelnstedt und Reppner gehörten zum Postamt III in Broistedt, Calbecht und Engerode zum Postamt III Salzgitter (-Bad). Zur Reichspostdirektion Braunschweig gehörten auch die ehemals preußischen Gemeinden der heutigen Stadt Salzgitter. Im Jahr 1894 wurde aufgrund des verstärkten Postaufkommens die Botenpost in Ringelheim durch eine Fahrpost nach Sehlde, Haverlah, Söderhof und Steinlah ersetzt. In Ringelheim wurden zu dieser Zeit bereits täglich zehn Bahnposten bedient. Das wirkte sich auch auf die Gestaltung der Dienstpläne aus; die Post in Ringelheim war in der Umgebung als „Knochenmühle“ bekannt.



# Plattdeutsch nicht nur zum Lesen, sondern auch zum Hören

**Ostfälisches Plattdeutsch wird auch akustisch für die Nachwelt erhalten.**

Plattdeutsch – eine Sprache mit langer Tradition – ist eine Sprache der Gegenwart. In 75 Geschichten und Gedichten beleuchten 24 Verfasser/rinnen das tägliche Leben von heute. Ernste Angelegenheiten und heitere Erlebnisse erlauben interessante Einblicke in die menschlichen Schwächen und auch in tückische Zusammenhänge. Heiterkeit und Besinnliches – Erinnerungen und Ausblicke wechseln sich ab.

Die Texte in diesem Hörbuch stammen aus der Autorenwerkstatt der Braunschweigischen Landschaft e.V., die sich aktiv mit der Pflege und dem Erhalt des ostfälistischen Plattdeutsch befasst. Zu lesen sind die Texte im Buch „Dä Plattfaut“, zusammengestellt und herausgegeben von Rolf Ahlers, Ilse Köhler und Jürgen Schierer im Verlag Uwe Krebs, Wendeburg. Insgesamt geben Buch und Hörbuch den Anlass zu mehr Beschäftigung mit Plattdeutsch. Beim Buch ist es das Selberlesen, Vorlesen und Vortragen – jedesmal zur eigenen Freude und zur Freude anderer – so auch beim Hörbuch, beim Hören in Gemeinschaft oder für sich allein.

Eine akustische Dokumentation wie diese ist eine sehr nützliche Ergänzung zum Schriftbild des Buches „Dä Plattfaut“. Sie kann den Klang des Plattdeutschen natürlich viel besser

wiedergeben und für spätere Generationen bewahren als das Schriftbild allein, das die oft komplizierten plattdeutschen Laute nicht exakt erfassen kann.

Plattdeutsch ist eine verbindende Sprache. Obwohl Aussprache und Schriftform mitunter von Ort zu Ort anders ausgestaltet sind, verstehen sich die „Plattdeutschen“ schnell und gut und finden dadurch immer neue „Plattdeutsche“ in den vielen Gesprächen.

Die Tonaufnahmen für dieses Hörbuch machten Ilse Köhler, Siegfried Mahlmann und Regina Zimmermann bei Radio Okerwelle. Die meisten Autorinnen und Autoren sprachen ihre Texte selber, manche wurden auch von „Patin“ oder „Pate“ gesprochen: Liselotte Bente für Sigrid Knopf; Ilse Köhler für Gertrud Grothe, Marta Rothe, Lisa Schröder und Herta Tope; Siegfried Mahlmann für Gerhard Bormann und Werner Haberland.

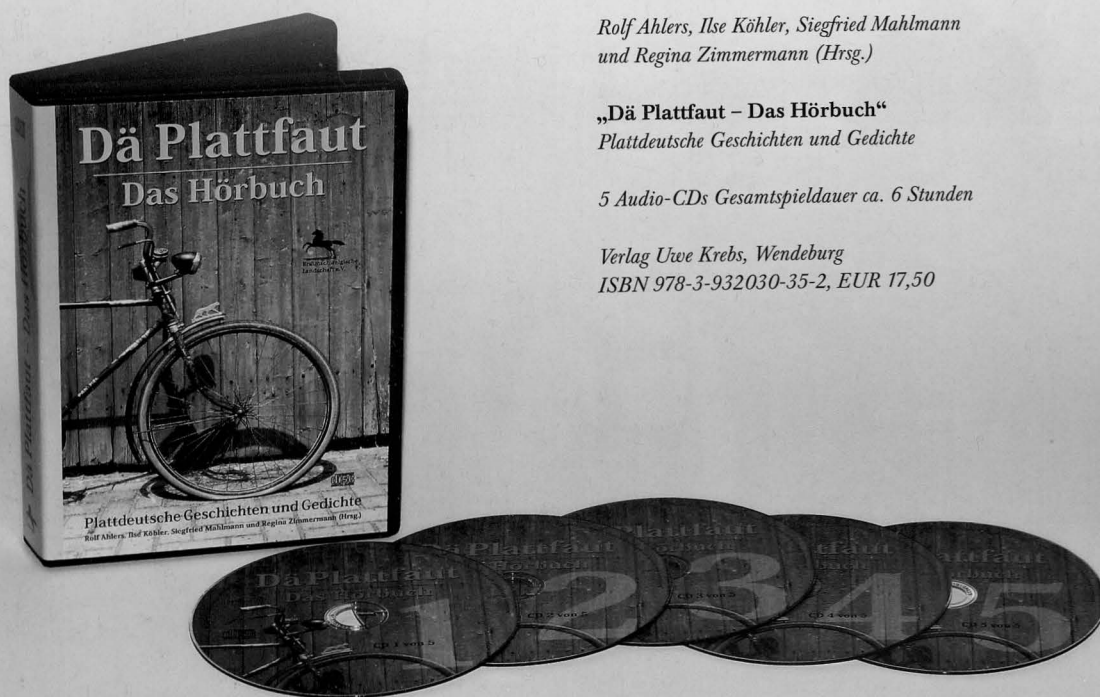
Herausgegeben ist dieses Hörbuch von der Braunschweigischen Landschaft e.V. und wurde gefördert von der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz und der Deuregio Ostfalen e. V. .

*Rolf Ahlers, Ilse Köhler, Siegfried Mahlmann  
und Regina Zimmermann (Hrsg.)*

**„Dä Plattfaut – Das Hörbuch“**  
*Plattdeutsche Geschichten und Gedichte*

*5 Audio-CDs Gesamtspieldauer ca. 6 Stunden*

*Verlag Uwe Krebs, Wendeburg  
ISBN 978-3-932030-35-2, EUR 17,50*





*Text von Klaus Herrmann*

# Eine Kindheitserinnerung an die Flucht aus Ostpreußen

## Die Geschichte der Margarete Brennecke

Jedes Leben ist wert, aufgeschrieben zu werden. Aber es ist schon erstaunlich, dass gerade die Generationen der Kriegskinder – der heute Ende 50 bis 70-jährigen, die im Krieg geboren wurden oder den größeren Teil ihrer Kindheit im Krieg erlebt haben bisher eher schweigsam waren. Wer, wie Margarete Brennecke, als Kind die Schrecken des Krieges und der Vertreibung erlebte, der hat etwas zu erzählen. Diese Generation erlebte Dinge, die Kindern und Enkelkindern hoffentlich erspart bleiben.

Margarete Brennecke schafft es, ihr Leben nüchtern und sachlich zu beschreiben. Sie verklärt ihre Erinnerungen an das kleine Dorf Worlack in Ostpreußen nicht. Sicher, schön war es dort, aber auch in der Heimat hatten Menschen Sorgen.





Dieses Buch handelt vom Krieg, von Flucht und Vertreibung aus der Sicht eines 8-jährigen Kindes. Im Februar 1945 verläuft die Front genau durch das Grundstück. Russische und Deutsche Truppen wechseln sich ab, während die Familie im Keller ihres Hauses ausharrt. Dann beginnt die dreimonatige Flucht nach Danzig, oft mitten im Kampfgeschehen. Aber weil nach der Kapitulation die Zustände in Danzig sich stetig verschlechtern, beschließt die Mutter Mitte Mai 1945 zurück nach Worlack zu gehen. Dort erhofft sie sich noch Essbares zu finden. Aber auch im zerstörten Ostpreußen macht sich der Hunger breit und die Furcht vor den russischen Truppen und später auch vor den polnischen Milizen ist allgegenwärtig. Im Dezember 1946 dann die Vertreibung aus Ostpreußen. Die halbverhungerte Familie wird in Viehwaggons nach Torgau gebracht, wo sie weitere 2 Monate in einem Lager verbringt. Im März 1947 kommt endlich die ersehnte Ausreisegenehmigung in die Britische Zone, wohin es bereits den Familienvater nach dem Krieg verschlagen hat.

Der größte Teil des Buches handelt von der alltäglichen Not auf der Flucht. Die Brüder müssen betteln gehen, um zu überleben. Und als Kind fürchtet sich Margarete vor den Ratten im Lager in Torgau. Mutter und Kinder haben Angst zu erfrieren. Sehr anschaulich schildert Margarete Brennecke, wie wichtig auf der Flucht einfache Federbetten sind. Als sie in den Wirren der Vertreibung verschwinden, bricht eine Welt zusammen. Als die Familie sie endlich wieder findet, weint die Mutter vor Freude. Dieser Mutter ist es aber auch zu verdanken, dass sie, mit ihrem Geschick und ihrem Willen zum Überleben, geschafft hat ihre Kinder trotz aller Widrigkeiten lebend nach Niedersachsen zu bringen.

Aber Margarete Brennecke erlebt ihre Ankunft in Zweidorf, im damaligen Landkreis Braunschweig, nicht als das Ende ihrer Probleme. Leider beendet Margarete Brennecke ihre Aufzeichnungen in Zweidorf, das heute zur Gemeinde Wendeburg gehört. Sie habe zur Zeit nicht die Kraft, diese ersten Jahre zu schildern. Es ist ihr zu wünschen, dass sie die Kraft dazu findet. Denn durch die Ankunft zehntausender Flüchtlinge veränderte sich das Leben in den Dörfern und Städten in unserer Region grundlegend. Dieser Prozess verlief nicht reibungslos. Jemand wie Margarete Brennecke könnte davon erzählen. Es waren die Kinder von damals die später als Erwachsene, diese Zeit miterlebten und mitgestalteten. Die Autorin gab ihrem Buch den Titel „Ich musste erst wieder lernen Kind zu sein“. Wer so aus der Kindheit herausgerissen wird, fliehen muss, der spielt vermutlich nie wieder ganz unbefangen, der sieht das Leben mit anderen Augen.

60 Jahre nach dem Ende sind die Spuren des Zweiten Weltkrieges in unserem Lande noch nicht verblasst. Die Wunden von damals sind zwar vernarbt, und die Narben haben eine neue Wirklichkeit geschaffen. Aber noch immer bestimmt die Auseinandersetzung mit den Folgen des Zweiten Weltkrieges die Diskussion in der Gesellschaft.



Margarete Brennecke  
**Ich musste erst wieder lernen Kind zu sein...**  
 Eine Kindheitserinnerung an die Flucht aus Ostpreußen

Verlag Uwe Krebs, Wendeburg  
 14,5 x 21 cm, 100 Seiten, 20 farbige Abbildungen  
 ISBN 978-3-932030-33-8, EUR 15,00



# Der Eiszeitgarten in Salzgitter

## Umwelt-Lernort zu historisch-ökologischen Fragestellungen für Kinder und Jugendliche

Text von  
Christine Kellner-Depner

Nach zweijähriger Bauzeit wurde im Außengelände des Städtischen Museums Schloss Salder im Juli 2006 der Eiszeitgarten eröffnet. Gefördert von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt wurde auf 2.000 Quadratmetern am Ufer der Fuhse eine von der Eiszeit geprägte Landschaft geschaffen, die den Besucher in die Umwelt vor 50.000 Jahren zurückversetzen soll.

### Unsere Projektidee

Ausgehend von der 50.000 Jahre alten Siedlungsgeschichte Salzgitters bestand von vielen Schulklassen aller Altersstufen und Schularten, aber auch von Kindergartengruppen die Nachfrage nach zielgerichteten Führungen zum Thema „Steinzeit“. In der ur- und frühgeschichtlichen Dauerausstellung „50.000 Jahre Leben in Salzgitter“ sind regional relevante Inhalte dazu vorhanden. Ausstellungsstücke mit entsprechenden Erläuterungen, großformatige Bilder sowie ein Filmbeitrag laden ein, sich mit der Steinzeit und den Neandertalern in Salzgitter zu beschäftigen. Dieser Themenkomplex ist jedoch ohne Kenntnisse der Lebensbedingungen, des Klimas sowie der Ökologie jener Zeit, nicht umfassend zu erklären, so dass in den Führungen auch die Eiszeit sowie der Klimawandel auf der Erde erläutert wurde. Aus dieser Arbeit heraus ergab sich der Wunsch nach einem Außenbereich, in dem man einerseits die eiszeitliche Umwelt vor 50.000 Jahren in Salzgitter erfahren sowie außerdem die steinzeitliche Lebensweise von Jägern und Sammlern ausprobieren könnte. Dies sollte in einer naturnah gestalteten, eiszeitlichen Landschaft umgesetzt werden. Wir nahmen uns deshalb vor, einen Landschaftsbereich anzulegen, der sich nah an die Umweltbedingungen vor 50.000 Jahren in

Salzgitter anlehnen sollte. Pollenanalysen aufgrund der Ausgrabungsergebnisse in der Freilandstation von Salzgitter-Lebenstedt, An der Krähenriede, Tierknochenfunde und geologische Aufschlüsse bildeten die Grundlage für dieses Vorhaben, welches den Titel „EISZEITGARTEN“ erhielt.

### Leben in Abhängigkeit von Klima und Umwelt

Zwischen jedem Lebewesen und seiner Umgebung herrscht eine Wechselbeziehung. Direkt oder indirekt wirkt die Umwelt auf jedes Lebewesen und seine Lebensbedingungen ein und umgekehrt beeinflussen Pflanzen, Tiere und Menschen ihre Umwelt.

Im Eiszeitgarten erfährt der Besucher, wodurch Landschaft und Lebewelt im Verlauf des Quartärs geprägt und beeinflusst wurden und wie sich Menschen an ihre spezifische Umwelt anpassen.

Es besteht außerdem die Möglichkeit, sich in einer nahezu authentischen eiszeitlichen Umwelt über Themenkomplexe wie Wetter, Klima, Klimawandel sowie die Lebensweise von Neandertalern zu informieren. Dem Besucher wird in Führungen die Gelegenheit gegeben, steinzeitliche Techniken auszuprobieren: Feuer machen, Feuerstein schlagen, Kochen in Fellgruben.

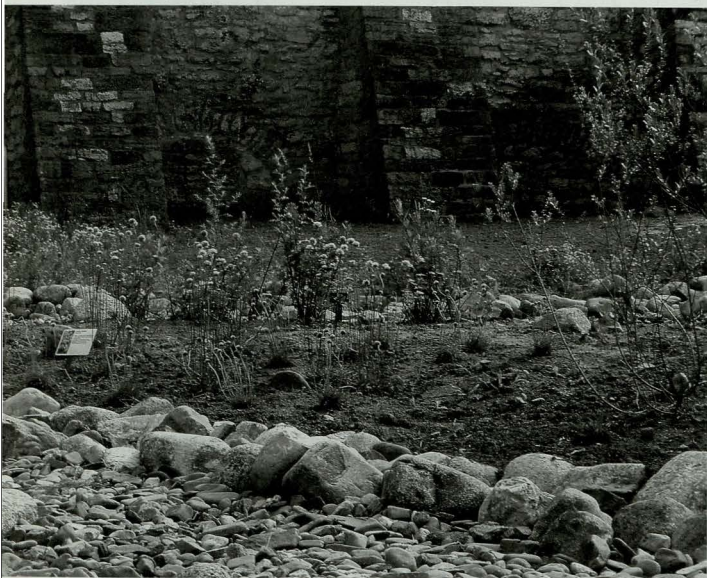
Insofern zielt der Eiszeitgarten auf eine neuartige Dimension von Museumspräsentation sowie museumspädagogischer Arbeit ab: zusätzlich zur herkömmlichen Ausstellung der historischen Originale in Vitrinen eine Freiluft-Ausstellung der ursprünglichen Umwelt mit Aspekten zur Lebensweise in Salzgitter vor 50.000 Jahren.

Der Besucher betritt den Eiszeitgarten durch eine modellierte Gletscherspalte und erlebt durch den Eintritt in die Eiszeitlandschaft bewusst den Unterschied zwischen Kultur- und Naturlandschaft. Über ein Wegesystem, welches in Anlehnung an die originale Fundstelle an der Krähenriede als ausgetrocknetes Bachbett-System angelegt wurde, lässt sich der Eiszeitgarten erschließen.

Die Bepflanzung besteht aus pollenanalytisch nachgewiesenen Pflanzen. Ein speziell für diesen Standort angemessener Steppenrasen vermittelt einen realen Einblick in die baumlose Kraut- und Strauchvegetation der letzten Eiszeit. Die meisten dieser Pflanzen sind/waren als Wildkräuter nicht nur essbar, sondern auch für Heilzwecke zu verwenden. Ob die Neandertaler über diese Erkenntnisse bereits bewusst verfügten, kann nicht beantwortet werden.

Die Lebensweise der Neandertaler lässt sich an verschiedenen Stationen nachvollziehen. Im Zentrum stehen neben einfachen Unterkünften und Arbeitsplätzen zur Fell- und

*Blick auf die Pflanzinsel mit ausgewählten Pflanzen, die schon vor 50.000 Jahren in Salzgitter wuchsen*





Feuersteinbearbeitung sowie Nahrungsmittelzubereitung, die Mammutfalle sowie eine Mammutfährte, welche die Jagdstrategie thematisieren. Genaues Beobachten der Tierwelt, Kenntnisse von Trittsiegeln und Fährten sowie den jahreszeitlich bedingten Wanderungen der Herden waren für eine erfolgreiche Jagd unabdingbar.

Wenngleich in Salzgitter ausschließlich die Jagd auf Rentiere nachgewiesen ist, beweisen jedoch bearbeitete Mammutknochen unter dem hervorragendem Fundmaterial, dass zumindest Mammutknochen gezielt gesammelt und verarbeitet wurden. An anderen Fundplätzen ist die Jagd auf jene Großsäuger nachvollziehbar.

**Die Arbeit im Eiszeitgarten: Eiszeitwochen 2006**

Nach der offiziellen Eröffnung des Eiszeitgartens am 2. Juli 2006 in Anwesenheit von Bundesumweltminister Sigmar Gabriel sowie dem Generalsekretär der Deutschen Bundesstiftung Umwelt Dr. Fritz Brickwedde fanden schon ab 3. Juli 2006 unsere „Eiszeitwochen“ statt. Für diese besonderen Projektstage hatten sich seit Februar 540 Schüler in 21 Gruppen der Klassenstufen 3-8 angemeldet!

**Das Projekt gliederte sich in zwei Angebote:**

- Wann kommt die nächste Eiszeit? Leben im eiszeitlichen Klima und
- Wollschal oder Badehose – Wie wird das Wetter morgen?

Mit diesen Angeboten ging es darum, die inhaltliche Bandbreite des Eiszeitgartens in thematischer sowie chronologischer Hinsicht auszuschöpfen. Fragen von der Steinzeit bis zum aktuellen Klimawandel wurden diskutiert und Zusammenhänge vermittelt.

Auch in Zukunft wird die Themenfülle, die der Eiszeitgarten bietet, unsere Arbeit im Museum stark beeinflussen. Neben steinzeitlichen und klimatologischen Aspekten sind Fragestellungen aus der Biologie, der Geologie, der Osteologie oder der Ökologie denkbar. Für 2007 sind Steinzeit-Wochen geplant. (Die Osteologie ist die Lehre von den Knochen bzw. vom Skelettsystem.)

Der Eiszeitgarten ist Teil des Nationalen Geoparks **Harz – Braunschweiger Land – Ostfalen**. Er ist weder als Freilichtmuseum noch als Disney-Park zu verstehen. Auch wird hier keine experimentelle Archäologie betrieben. Dies bleibt Spezial-Museen vorbehalten. Der Eiszeitgarten macht Landschaft und Leben in Abhängigkeit vom Klima erlebbar.

Adresse:  
Städtisches Museum Schloss Salder, Museumstr. 34, 38229 Salzgitter  
Öffnungszeiten:  
Di – Sa 10:00 – 17:00 Uhr, So und Feiertage 11:00 – 17:00 Uhr  
Terminabsprachen unter 05341-8394623 oder 05341-8394619.

Fotos vom Städtischen Museum Schloss Salder.



Detailaufnahme im Eiszeitgarten: Findlinge vor einer Fellhütte



„Feuersteinschläger“ vor der Mammutfalle



Überblick mit Beschilderung kurz nach der Eröffnung



# *Geschäftsbericht der Bäckerinnung Braunschweig für die Zeit des großen Weltkrieges von 1914 bis 1919.*

Erstattet von Heinr. Nürnberger I. Obermeister von 1910 bis 1924.

Zu Anfang des Jahres 1914 waren in der Stadt Braunschweig 172 Bäckereien in Betrieb, in diesen wurden beschäftigt ca. 200 Gesellen und 150 Lehrlinge. Der Geschäftsbetrieb war in jeder Weise ein guter. Es wurde jeden Abend um 11-12 Uhr (= 22-23 Uhr) mit der Arbeit in den Bäckereien begonnen, so dass am anderen Morgen um 5-7 Uhr jede Hausfrau ihrer Familie die schönen knusprigen Weißbrote 4 Stück für 10 Pfennig, auf den Kaffeetisch legen konnte.

Die Preise für Weizenmehl betragen 25-30 Mark für 100 kg, für Roggenmehl 20-25 Mark für 100 kg, je nach Qualität. Am 01.09.1914 kostete 1 Tonne (= 1000 kg) Roggen 180 Mark, 1 Tonne Weizen ca. 200 Mark, der Zucker 44-52 Mark pro 100 kg und gute Butter etwa 1 Mark und darüber pro Pfund (= 500 Gramm), ebenso Margarine 40-80 Pfennig pro Pfund, die Milch 6-14 Pfennig pro Liter die Flößmilch bzw. Vollmilch.

Die Teige für Brötchen, Zwiebäcke und Kaffeebackwerk wurden mit Milch zubereitet, wodurch die Backware nahrhaft war und einen schönen Geschmack bekam. Aber dann kam am 1. August der Weltkrieg, und dieser schlug in die Bäckereien wie ein Blitzstrahl ein, denn die Bäcker hatten für die Armee das Brot zu backen, aber es sind auch viele von ihnen in die Front eingestellt worden. Zunächst wurden ca. 80 Meister und ca. 120 Gesellen zur Fahne einberufen, aber trotzdem wurden die Bäckereien in Betrieb erhalten, bis auf einige, für diese wurde in anderen Betrieben mitgebacken. Es traten dann die alten Meister wieder in Tätigkeit, soweit sie noch bei Kräften waren, wodurch viele Bäckermeisterfrauen das Geschäft hoch halten konnten. Hierdurch war es auch möglich, dass die Familien in der Stadt mit Brot und Weißbrot versorgt wurden. Auf den Dörfern haben die Frauen der eingezogenen Bäckermeister sogar allein gebacken, wodurch sie den größten Dank der Ortseinwohner verdient haben.

Zu Ende des Jahres 1914 wurden aber die Getreidevorräte und Mehl durch die großen Lieferungen an die Armee immer knapper; auch durch die Blockade unserer Feinde war es nicht möglich, dass ausländisches Getreide hereinkam. Hierdurch sah sich die Reichsregierung genötigt, beim Reichstag den Antrag zu stellen, die Brotkarte einzuführen.

Der Bundesrat erließ dann die Verordnung am 25.01.1915 über die Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl, und die Ausführungsanweisung hierzu. Nach dieser Verordnung kam eine große Umwälzung in den Bäckereibetrieb. Was man vorher nicht für möglich gehalten hatte, wurde durch ein Reichsgesetz herbeigeführt, und dieses war das Verbot der Nacharbeit. Alle Arbeit in den Bäckereien und

Konditoreien ist von 7 Uhr abends (= 19 Uhr) bis 7 Uhr morgens verboten. Zuwiderhandlungen wurden streng bestraft. Dieses Nachtbackverbot wurde von der Mehrzahl der sich noch in Betrieb befindenden Bäckereien mit großer Freude und Verständnis begrüßt. Einige Kollegen konnten sich noch nicht zurechtfinden mit ihrer Nachtruhe, dieselben hatten wohl Angst, dass ihr Backofen in der Nacht davon liefe, na, die Kontrolle der Gewerbepolizei hat sie dann eines besseren belehrt. Mit der Einführung der Brotkarte am 10.02.1915 hier, wurde auch die Streckung des Roggenmehles mit Kartoffelpräparat angeordnet, und zwar auf 90 Pfund Roggenmehl 10 Pfund Kartoffelmehl (= Mehl aus getrockneten Kartoffeln) oder 40 Pfund (gekochten) Frischkartoffeln. Vom 10.02.1915 ab gab es auf die Brotkarte für jeden Einwohner vom 3. Lebensjahre an ein 4 Pfund (= 2000 Gramm) Brot, der Preis hierfür betrug 75 Pfennig. Das Weißbrot durfte nur mit Zusatz von 30 Prozent Roggenmehl gebacken werden, und hatte ein Gewicht von 75 Gramm zum Preis von 5 Pfennig, und durfte erst – auch das Roggenbrot – nach 24 Stunden verkauft werden, aber nur gegen Brotmarke. Inzwischen waren aber noch 25 Meister eingezogen, so dass 105 eingezogen waren, während die noch in den Bäckereien arbeitenden Gesellen auf 25 zusammengeschmolzen waren, und hierdurch ist es dann zu einer Mehreinstellung von Lehrlingen gekommen: I. um die Bevölkerung mit dem nötigsten Nahrungsmittel, dem Brot, versorgen zu können, und II. ihren Bäckereibetrieb aufrecht zu erhalten.

Die Getreide- und die Kartoffelernte im Jahr 1915 war eine gute, so dass die Bevölkerung des Reiches keine Not an Brot und Kartoffeln hatte. Wenn die Ernährung auch nicht den Friedensstand erreichte, so war für sie aber doch – des furchtbaren Krieges entsprechend – eine günstige.

Das Jahr 1916 brachte nur eine mittelmäßige Getreideernte, während die Kartoffeln und Steckrüben eine volle Ernte brachten. Durch die knappe Ernte in Brotgetreide mussten die Bäckereien wieder viel Frischkartoffeln und Trockenpräparate zum Brote mitverarbeiten, damit ein 1750 Gramm Brot für die Brotkarte pro Woche gebacken werden konnte.

Am 01.02.1917 erließ die Kriegsgetreidestelle eine Verordnung, den Roggen und den Weizen mit 94 Prozent auszumahlen, bis dahin 80 Prozent. Diese hohe Ausmahlung des Brotgetreides mit der ganzen Kleie darin, war von einschneidender Wirkung beim Brotbacken, dazu die Kartoffeln noch, hierdurch wurde das Brot sehr feucht und war kaum zu essen.

Vom 01.04.1917 bis zum 15.08.1917 gab es dann nur noch ein 1500 Gramm-Brot pro Woche für 55 Pfennig. Durch



diese sehr knappe Brotration ist in vielen Familien der Stadt Braunschweig der Hunger eingekehrt, und die Unzufriedenheit, während die Dorfbewohner keinen Mangel an Brot hatten und sich überhaupt nicht nach den Verordnungen über den Verkehr mit Mehl und Brot richteten. Es wurde in diesen knappen Monaten in manchen Städten sogar der Versuch gemacht, noch Steckrübenmehl zur Streckung des Brotes mit zu verbucken. Dieses Brot hat aber Verdauungsbeschwerden hervorgerufen, und viele Menschen sind davon krank geworden. In der Stadt Braunschweig sollte es auch mit verbucken werden, nachdem aber der Vorstand der Bäckerinnung hier ein Probebacken des Brotes mit Zusatz von Steckrübenmehl ausgeführt hatte, und dieses dem Stadtmagistrate vorlegte, beschloss derselbe, dieses Streckungsmehl nicht mit einzuführen, da das Brot nicht zu genießen war.

Das Jahr 1917 war ein Sonnenjahr, und die Getreideernte war la, sowohl in Qualität als auch in Quantität. Vom 15.07.1917 ab gab es schon Gerstenmehl zum Brotbacken, es war aber auch die höchste Zeit, sonst wäre die Hungersnot da, denn die drei Monate Mai, Juni und Juli 1917 waren die knappsten der Kriegsjahre. Vom 15.08.1917 ab war dann die große Not vorbei, es gab wieder ein 1900 Gramm Brot pro Woche, von einem Roggenmehl mit 90 Prozent ausgemahlen, der Preis des Brotes war 80 Pfennig, und gegerstertes Brot 86 Pfennig, 1 Weißbrot 6 Pfennig. Hierneben wurde noch von ca. 30 Bäckereien das Krankenweißbrot aus 80 Prozent Weizenmehl gebacken, ein 950 Gramm Weizenbrot kostete 1,50 Mark; ebenso Kinderzwiebäcke 1 Mark für 10 Stück, diese gab es nur auf Kinderkarten. Mit Ende des Jahres 1917 wurde kein Fett mehr zum Backen zugewiesen.

Im Jahre 1918 wurde auch das Brot noch zu dem selben Preis und Gewicht hergestellt, wie vom 15.08.1917 ab. Bei der Neuregelung des Mehl- und Brotpreises der Ernte vom 15.08.1918 ab, kostete das 1900 Gramm Brot 92 Pfennig, 1 Weißbrot von 50 Gramm 5 Pfennig.

Vom 07.10.1918 ab betrug der Preis für ein 1900 Gramm Brot 95 Pfennig. Vom 01.12.1918 ab, nachdem eine sozialdemokratische Regierung an die Spitze des Landes Braunschweig gekommen war, verfügte diese die Ausmahlung des Brotgetreides auf 80 Prozent und das Brotgewicht auf 2000 Gramm pro Woche auf Brotkarte. Diese Verfügung hatte bei der Bevölkerung eine große Zufriedenheit hervorgerufen, weil Roggen- und Weißbrot von heller Farbe und gutem Geschmack waren. Leider dauerte dieses Vergnügen nicht lange, denn für die Ausmahlung von 80 Prozent reichte das Brotgetreide nicht bis zur neuen Ernte am 15.08.1919, und so kam am 01.03.1919 wieder die höhere Ausmahlung von 90 Prozent und ein 1900 Gramm Brot, wodurch beide Brotarten wieder dunkler wurden und nicht den guten Geschmack behielten.

Da der große Weltkrieg durch die Niederlegung der Waffen und die Kapitulation von Spa, für Deutschland verloren war, trotz der großen Heldentaten unseres Feldheeres und der Kriegsflotte, und der ungeheuren Verluste in den 4,5 Jahren. Diese Niederlage haben wir hauptsächlich Amerika und seinem Präsidenten Wilson zu verdanken. Die Mannschaften wurden nun entlassen, und so kamen auch die Bäckermeister so nach und nach wieder zurück. Zur großen Freude ih-

rer Frauen und Kinder. Sie mussten sich nun erst wieder so langsam in ihr Geschäft einleben, aus dem vollen Bäckereibetrieb waren sie hinausgezogen und jetzt mussten sie sich den verschiedenen Verordnungen im Bäckereibetrieb fügen, welches ihnen oft schwer ankam. Den Heldentod im Kriege haben erlitten aus der Bäckerinnung Braunschweig, nach meiner Zusammenstellung: 7 Bäckermeister, 30 Meister-söhne, 47 Gesellen.

Der Landesverband Braunschweiger Bäckerinnungen hat beschlossen, die Namen der gefallenen Helden sämtlicher Innungen des Freistaates Braunschweig auf einer künstlerisch gestalteten Eisentafel eingravieren zu lassen, und diese im Gildehaus aufzuhängen. Zur Ehre und zum Andenken an unsere gefallenen Helden im Weltkriege.

Als Nachtrag und zur Kenntnisnahme für unsere Nachkommen in der Innung, habe ich aus dem Jahre 1923 noch folgendes zu berichten. Dieses Jahr war wohl für unsere Innung das ereignisreichste seit ihren Bestehen, in geschäftlicher Beziehung, die eben durch die große Entwertung der Mark in diesem Jahr hervorgerufen ist. Die Kriegsverordnungen über den Verkehr mit Getreide, Mehl und Brot wurden am 15.10.1923 aufgehoben. Von diesem Tage ab konnte man wieder alles im freien Handel kaufen, nach 8,5-jähriger Zwangswirtschaft. Wir hatten vom 01.01.1923 bis 15.10.1923 19 verschiedene Mehl- und Brotpreise auf Brotmarken, ebenso auch 19 verschiedene Wochenlöhne, diese richteten sich immer nach den erhöhten Lebensmittelpreisen. Der Unterschied in den Mehl- und Brotpreisen infolge der Geldentwertung ist an folgenden Preisen dafür zu sehen.

Für „Markenwaren“:	Preis am 01.01.1923 in Mark	Preis am 10.10.1923 in Mark
100 kg Roggenmehl	14.143	1,10 Milliarden
100 kg Weizenmehl	14.919	1,19 Milliarden
1 Brot 1900 Gramm	278	22 Millionen
1 Weißbrot 50 Gramm	10	0,8 Millionen

Neben dem Markenmehl und Markenbrot hatten in diesem Jahr im freien Handel noch 60 verschiedene Preise für Roggenbrot und Weißbrot, man vergleiche sie mit den Markenbrotpreisen.

Im freien Handel:	Preis am 01.01.1923 in Mark	Höchstpreis am 24.11.1923 in Mark
100 kg Roggenmehl	36.000 - 40.000	58 - 60 Billionen
100 kg Weizenmehl	45.000 - 49.000	62 Billionen
1 Brot 1900 Gramm	700	1 Billion
1 Weißbrot 50 Gramm	25	40 Milliarden

An diesen Preisen kann man sehen, wie arm uns der Krieg und der Friedensvertrag gemacht hat. Unser aller Vermögen in Gold und Silber hat uns der Staat zum Kriegführen abgenommen.

Fundstelle: Festschrift „700 Jahre Bäcker-Innung Braunschweig, 1283 - 1983“; dort als Faksimile des in Sütterlin geschriebenen Originals. Abgeschrieben - stelenweise in Form und Fassung behutsam normiert sowie erläutert - von Rolf Ahlers, Wendeburg.



# Braunschweig – Die moderne Großstadt (1945 – 2005)

Eine Ausstellung im Braunschweiger Altstadttrathaus

Text und Fotos von  
Dr. Erika Eschebach

Das Altstadttrathaus ist Anlaufpunkt zahlreicher Touristen, aber auch vieler Einheimischer, die ihren Besuchern die Stadt zeigen. In dem repräsentativen gotischen Gebäude – Dependence des Städtischen Museums Braunschweig – ist seit den 1990er-Jahren die Dauerausstellung „Geschichte der Stadt Braunschweig“ untergebracht. Auch zahlreiche Schulklassen bekommen hier in Führungen die Geschichte ihrer Stadt näher gebracht. Das Altstadttrathaus hat zudem die Besonderheit, dass geschichtsinteressierte Braunschweiger hier ehrenamtlich den kompletten Aufsichtsdienst übernommen haben, um der Stadt Personalkosten einsparen zu helfen.

Am 17. September 2006 wurde nun die letzte Abteilung der Dauerausstellung „Braunschweig – die moderne Groß-

stadt (1945-2005)“ eröffnet. Hier erfährt der Besucher, wie die Braunschweiger nach Kriegsende in ihrer zerstörten Stadt das Überleben organisierten. Überlebenswille, Notbehelfe und Einfallsreichtum kennzeichnen diese Etappe. Die Rekonstruktion einer Notunterkunft verdeutlicht, dass in Braunschweig damals Unterkünfte und Betten zu Zigtausenden fehlten. Kochtöpfe und Gefäße wurden aus Stahlhelmen oder Granatenkartuschen gefertigt; Strümpfe strickte man aus Bindfäden von Carepaketen; Westen wurden aus Hakenkreuzfahnen geschneidert. Die Briten als Besatzungsmacht halfen neue demokratische Strukturen umzusetzen, wobei Braunschweig – im Zonenrandgebiet gelegen – besonders unter der deutschen Teilung litt und erst 1990 mit der deutschen Wiedervereinigung seine zentrale Lage wieder erhielt. Die Währungsreform mit der Einführung der DM stellte einen wichtigen Einschnitt dar. Der wirtschaftliche Neuanfang, der mit Demontage und Wiederaufbau gestartet war, führte zu einem „Wirtschaftswunder“ in den 1950er-Jahren, das auch Braunschweigs Firmen zugute kam; doch Krisen struktureller Art führten zu Verlegungen und Schließungen traditioneller Braunschweiger Betriebe in den 1960er- und 1970er-Jahren (u. a. Brunsviga, Büssing, Voigtländer). Die Hinwendung zum Dienstleistungssektor sowie die Schwerpunktsetzung in den Bereichen Forschung und Wissenschaft waren die Folge. Die Entwicklung von Zukunftstechnologien sowie alternativer Energiegewinnung (z. B. Solarenergie) werden in Braunschweig vorangetrieben. Nichtsdestotrotz bleibt VW der größte Arbeitgeber in der Stadt. Die Fertigung von Zubehörteilen hatte bereits einige Jahre nach Kriegsende wieder begonnen; eine Achse des Transporters Typ 2 von 1952 ist ausgestellt.



Blick in die Ausstellung



Notunterkunft, 1945 – 1947







*Lutz-Motorrad, VW-Achse und Solarzelle - Produkte der Braunschweiger Wirtschaft von 1948 bis heute*



*Produkte Braunschweiger Firmen, 1950er- und 1960er-Jahre*



*Wirtschaftsstandort Braunschweig*

Auch das Stadtbild erfuhr einen enormen Wandel. Aus einer nahezu geschlossenen Fachwerkstadt im Zentrum wurde eine modern-funktionalistische Stadt mit breiten (verkehrsgerechten) Straßen und modernen Häusern, wo nur noch so genannte Traditionsinseln an das alte Braunschweig erinnerten. Das Stadtmodell aus den 1980er-Jahren verdeutlicht die Umbruchsituation mit den großen Neubauprojekten der damaligen Zeit. Der Abriss des Schlosses 1960 entsprach dem Modell einer modernen Stadt mit preisgünstigen modernen Wohnungen und Grünflächen im Zentrum. Das gegenwärtige Bauprojekt der Schloss-Arkaden möchte dem Areal am Bohlweg wieder eine zentrale Bedeutung verschaffen. Eine Leuchtwand mit Fotos lässt diese Entwicklung am Besucher vorüberziehen.

Die gesellschaftlichen Veränderungen werden auf mehreren Ebenen in der Ausstellung dokumentiert; so wurden in den 1950er-Jahren amerikanische Produkte wie Petticoat, Rock 'n' Roll, Mickymaus oder Coca-Cola begeistert aufgenommen. Selbst im Design-Bereich nahm man gerne Einflüsse aus Übersee auf, wie der Besucher an ausgewählten Beispielen nachvollziehen kann. Die Elektrifizierung des Haushalts mit Waschmaschine, Kühlschrank und Star Mix erleichterte die Hausarbeit beträchtlich. Nicht zu unterschätzen war auch die mediale „Revolution“ mit dem Einzug der Musiktube (gezeigt wird das Modell „Tarantella Opera“ der Wolfenbütteler Firma „Kuba“) und des Fernsehers in die Wohnstuben. Hatte in der unmittelbaren Nachkriegszeit das Theater den kulturellen Nachholbedarf gestillt, stand in den 1950er-Jahren das Kino an vorderster Stelle der Freizeitgestaltung. Filmprogramme verweisen auf Klassenschlager, Autogrammkarten und Sammelbildchen auf damalige

Leinwandstars. Mit der Verbreitung des Fernsehens nahmen die Kinobesuche in den 1960er-Jahren rapide ab.

Die 1960er- und 1970er-Jahre waren durch eine Aufbruchstimmung der Studentengeneration gekennzeichnet, die nach den Jahren des Wiederaufbaus eine Verabschiedung althergebrachter Konventionen und Traditionen und gesellschaftliche Reformen forderte. Außerparlamentarische Initiativen und Bewegungen gaben neue Anstöße für die gesellschaftspolitische Diskussion. Auf Demonstrationen (sog. Demos) tat man seine Meinung kund und verkündete diese auch über angesteckte Buttons. Die Frauenbewegung hatte 1968 ebenfalls ihren Ausgangspunkt, und wie in anderen Städten entstanden in Braunschweig u. a. Frauenhaus und Frauenbuchladen.

Fernerhin hat die Mode ihren Platz in der Ausstellung; so markieren ein schwarzes festliches Kleid von 1948, ein buntes Nachmittagskleid von 1959 sowie ein Minirock von 1967 wichtige Stationen der modischen Entwicklung. Große Braunschweiger Ausstellungen der letzten 20 Jahre, die überregional große Aufmerksamkeit erregten sowie das Braunschweiger Kulturleben mit seinen hochkarätigen Festivals und das Erfolgsmodell „Kulturnacht“ führen den Besucher bis in die unmittelbare Gegenwart.

*Altstadtrathaus, Altstadtmarkt 7  
Öffnungszeiten: Dienstag-Freitag, Sonntag  
10-13 Uhr und 14-17 Uhr; Montag und  
Samstag geschlossen. Eintritt frei!*

*Buchung von Gruppenführungen unter  
0531/470-4505  
Kosten pro Person 1,50 € (erm. 0,50 €)*



*Leben in den 1950er-Jahren – Wohnstube und Küche*



*Amerikanische Produkte erobern Deutschland – gestern und heute*



*Politische Entwicklung in Braunschweig von der  
Teilung bis zur Einheit*



# Mit etwas Glück Seeadler-Beobachtung

## Der Seeadler im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche

Der Seeadler ist im Bereich des Wasservogelreservates ein sehr seltener Durchzügler. Nur einmal, und zwar im Mai 1974, habe ich einen Jungvogel an den damaligen Schöppenstedter Zuckerfabrikklärteichen mehrere Tage lang beobachtet.

In der offenen Feldflur zwischen Elm und Asse ist der Seeadler eine ganz seltene Ausnahmerecheinung. Nun, im Jahre 1996, ergab sich eine weitere aktuelle Beobachtung eines jungen Seeadlers bei Eilum. Er hielt sich mehrere Tage im Gebiet am Nordrand der Asse auf.

Auch im Gebiet des Wasservogelreservates wurde er beobachtet. So beobachtete Rolf Jürgens am 10. November 2004 in der Mittagszeit einen jungen Seeadler, der sich 20 Minuten lang inmitten des Teiches auf einer

Schlammbank bis zum Bauch im Wasser stehend aufhielt.

Auch im Jahre 2005 und zwar am 31. August 2005 wurde ein Seeadler über dem Teichgebiet von Günter Büto und Jürgen Lautenbach beobachtet.

Der Seeadler ist der größte europäische Adler. Er hat eine Flügelspannweite von fast 2 ½ Metern. Die erwachsenen Vögel sind graubraun und haben einen weißen Schwanz und gelben Schnabel, die Jungen sind schwarzbraun, haben einen schwarzen Schnabel und Schwanz. Im Flug sind die breiten brettartigen Flügel und der keilförmige Schwanz ein gutes Erkennungsmerkmal.

Der Seeadler siedelt sich immer in Wassernähe, entweder an großen Flüssen, Teichen und Seen oder an der Küste an.

Beide Vögel errichten ihr Nest aus Zweigen auf Bäumen, an der Küste auf Felsen, in der Tundra auf dem Boden. Sie nutzen es immer wieder und bauen es ständig aus, so dass riesige Horste entstehen.

Die 1-2 Eier werden vom Weibchen ausgebrütet. Nach über 35 Tagen schlüpfen die Jungen und bleiben noch 80 Tage im Nest.

Noch 4 Wochen nach dem Ausfliegen werden die Jungen von den Altvögeln gefüttert. Der Seeadler ernährt sich von Fischen, Säugetieren und Vögeln und verzehrt auch Aas.

Die Beobachtung dieses größten Greifvogel Nordeuropas und bei uns seltenen Adlers stellt ein faszinierendes Naturschauspiel dar.





# Jahresprogramm für 2007

**Braunschweigischer Landesverein für  
Heimatschutz e. V.**



## *Spaziergänge und Besichtigungen*

## *Vorträge*

Do. 11.01.2007, 15.00 Uhr, Führung  
**Besuch der Ausstellung: „In 64 Tagen  
um die Welt – die ethnographische  
Sammlung von Carlos Götting“**

Führung: Frau Dr. Haase  
Treffpunkt: Städtisches Museum,  
Am Löwenwall 8, 38100 Braunschweig

Do. 08.02.2007, 15.00 Uhr, Besichtigung  
**„Besichtigung des Dominikaner-  
Klosters St. Albertus-Magnus in  
Braunschweig“**

Führung: Pater Johannes Witte.  
Treffpunkt: Kloster Albertus Magnus, Bruckner-  
straße 6, 38106 Braunschweig, Buslinien  
419 Haltestelle Büldenweg u. 439, Haltestelle  
Brucknerstraße

Do. 08.03.2007, 19.00 Uhr, Vortrag  
**„Auf dem Wege zum 100jährigen (2)  
Interessantes und Unvergessenes  
aus der Geschichte des Braun-  
schweigischen Landesvereins für  
Heimatschutz.“**

Vortragender: Ltd. Museumsdirektor  
Dr. h.c. Gerd Biegel.  
Anschließend findet die Jahreshauptver-  
sammlung statt.

*Braunschweigisches Landesmuseum,  
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig*

Jeden Donnerstag können auch die üb-  
lichen Vorträge von Herrn Ltd. Muse-  
umsdirektor Dr. h.c. Gerd Biegel M.A.,  
die jeweils um 19.00 Uhr beginnen, von  
den Mitgliedern des Braunschweigischen  
Landesvereins für Heimatschutz besucht  
werden. Die Vortragsthemen sind aus  
der Tagespresse und dem Programm des  
Braunschweigischen Landesmuseums zu  
entnehmen.

*Änderungen bleiben vorbehalten!*

### **Braunschweigischer Landes- verein für Heimatschutz e.V.**

**1. Vorsitzende:** Britta Edelman  
M. A., Museen der Stadt Königslutter,  
Vor dem Kaiserdom 3 – 5, 38154 Kö-  
nigslutter, Tel. 05353/918464, Email  
info@museen-koenigslutter.de

**Internet:** [www.bs-heimat.de](http://www.bs-heimat.de)

**Mitgliedsbeitrag** pro Jahr 20,- EUR  
Schüler und Studenten auf Anfrage

#### **Bankverbindung:**

Nord/LB Braunschweig,  
BLZ 250 500 00, Konto 111 690

#### **Impressum:**

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

[www.bs-heimat.de](http://www.bs-heimat.de)

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion und des  
Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V. wieder.

**1. Vorsitzende:** Britta Edelman M. A., Museen der Stadt Königslutter, Vor dem Kaiserdom 3 – 5,  
38154 Königslutter, Telefon 05353/918464, Email [info@museen-koenigslutter.de](mailto:info@museen-koenigslutter.de)

**Redaktion:** Frank Beier M. A., Leipziger Straße 21, 38327 Semmenstedt, Telefon 05336/456

**Gesamtherstellung:** Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig, [www.ruth.de](http://www.ruth.de)

Appelhans Verlag, Braunschweig, 2006 · ISBN 978-3-937664-55-2

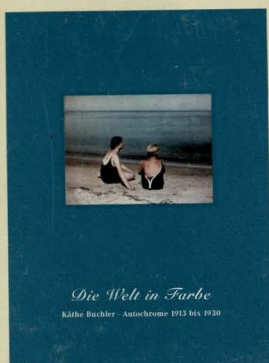
[www.appelhans-verlag.de](http://www.appelhans-verlag.de)



# Käthe Buchler – Autochrome 1913 bis 1930

Die Welt in Farbe

Text von  
Franziska Schmidt



Hrsg. Miriam Jung und  
Franziska Schmidt,  
Appelhaus Verlag, Braunschweig  
16 x 22 cm, 112 Seiten,  
Hardcover, Leinenbezug  
Texte der Herausgeberinnen in  
dt./engl., 68 Farbabbildungen  
ISBN 978-3-937664-52-1  
EUR 15,00

Abbildungen aus dem Buch.



Sinti, Steterburg 1914

Käthe Buchler, 1876 als Tochter des Staatsrechtlers Albert von Rhamm in Braunschweig geboren, kam als Auto-didaktin zur Fotografie. Im Jahr 1901 begann sie, unterstützt durch ihren Schwager Friedrich Ritter von Voigtländer, dem Besitzer der Firma Voigtländer und Sohn, zu fotografieren und ihre Aufnahmen selbst zu entwickeln.

Ihre fotografische Fertigkeit verfeinerte sie durch Kurse am Lette-Haus Berlin, der damals einzigen Lehranstalt, die Fotografinnen ausbildete.

Die farbigen Aufnahmen aus den Jahren 1913 bis 1930 sind eine Entdeckung. Ab 1913 nutzte Käthe Buchler das junge Lumièresche Autochromverfahren, das in einem Aufnahme-prozess farbige Glasdias ermöglichte. Sie erstellte vor allem Stilleben, Landschaftsaufnahmen und Portraits, welche durch die Struktur der Kornrasterplatten den malerischen Effekt des Impressionismus erhalten. Sie erstaunen den Betrachter heute ebenso wie damals durch ihre ungewöhnliche Materialität und Farbigkeit.

Das Buch erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Museum für Photographie Braunschweig (06.11.2006 – 14.01.2007). Dort liegt der Nachlass der Fotografin, der bis heute sehr gut erhalten geblieben ist. Der Umfang von 175 Autochromplatten und deren künstlerische Qualität sind eine Rarität in den Fotosammlungen Deutschlands und geben den Anlass zur Präsentation dieses ersten Konvoluts.

Das Buch verbindet zwei Texte zu Leben und Werk von Käthe Buchler mit 68 Farbabbildungen. Bei der Reproduktion der Aufnahmen konnte eine erstaunlich originalgetreue Wiedergabe erreicht werden. Dabei wurde weitgehend auf Retusche verzichtet, um den Charakter der Aufnahmen zu erhalten.



Topfmarkt am Aegidienplatz